
Die Welt am Sonntag
Illustrierte Familienzeitschrift.
Magazin für Literatur, Theater, Film, Kunst, Musik, Frauenfragen, Mode, Touristik, Sport.
Bielitz, 23. Oktober 1927

Graudenzer Theater und Musikleben.

[Graudenz von der Weichsel aus gesehen, Schloßberg.

Einzelpreis Zł. 1.60.
D. G. 1·—. 70 Pf. Lei 9.—

Inhaltsverzeichnis.



Herausgeber: Alfred Jonas / Eigentümer: Chefredakteur C. L. Mayerweg / Verantwortlicher Redakteur: Anton Stafinski

Kehraus im Radrennsport 1927

Die Spitzengruppe während des Radrennens „Kriterium der Asse" auf der Rütt-Arena in Berlin am Eingang zur Kurve Photo-Union

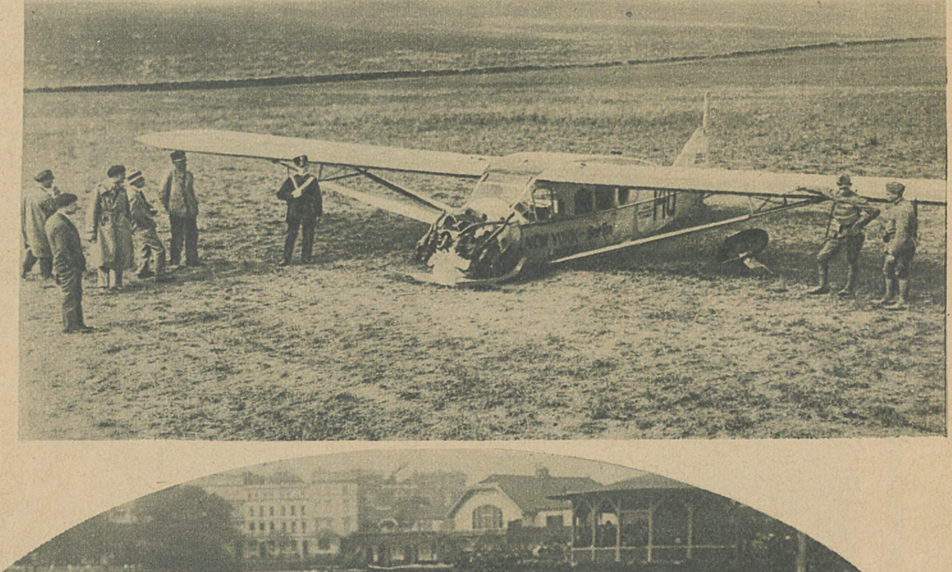




Vom Hockey-Länderkampf Deutschland—Österreich in Wien, der unentschieden, 1:1, endete. Der Führer der österreichischen Mannschaft überreicht dem deutschen Führer den Ehrenwimpel

← Die Trümmer des Flugzeuges „Old Glory“, mit dem bekanntlich vor Wochen ein Ozeanflug Amerika-Europa unternommen wurde, wurden von einem zur Suche ausgesandten Schiff im Ozean treibend auf der Höhe von Neufundland aufgefunden, die Insassen blieben verschollen Photos Scherl





Der Augenblick eines Sturzes bei einem Motorradrennen in Kalifornien. Die schwierigste Strecke, ein steiler Abhang mit darauffolgender Anhöhe, wurde nur von wenigen Fahrern ohne Sturz überwunden Sennecke

Die bei Rom kürzlich abgestürzte „Columbia“ Levines, des einstigen Begleiters Chamberlins auf seinem Ozeanflug. Levine selbst kam bei dem Sturze mit dem Schrecken davon ↗ Deutsche Presse-Photo-Zentrale

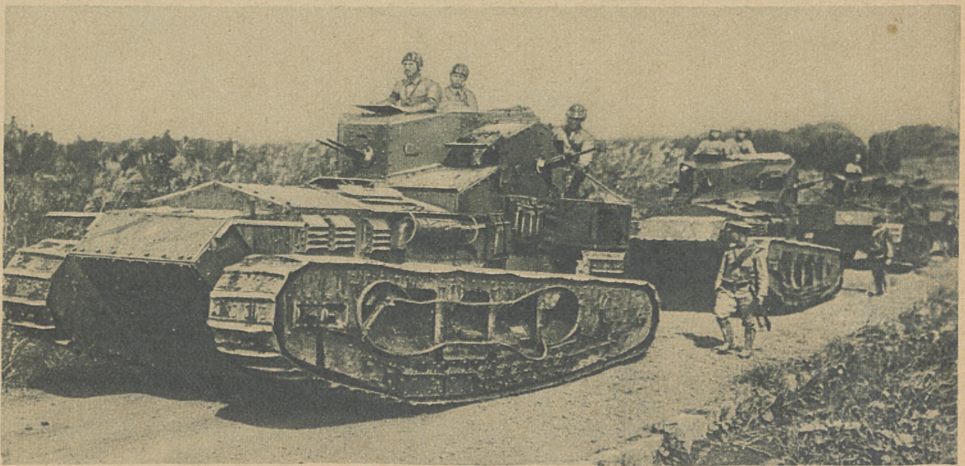


→ Kanu-Wasser-Polo — der neueste deutsche Sport — vorgeführt von zwei Hamburger Polizeimannschaften auf der Alster Meyfarth



← Turnübungen der Gefangenen in einer neuzeitlich geleiteten Strafanstalt Deutschlands Presse-Photo

→ Eine japanische Tankabteilung während des diesjährigen Kaisermanöver in Japan auf dem Marsch Welt-Photo



Literatur

Durch die alten Gassen.

Durch die alten Gassen geh ich wieder.
Schlanke Türme reden stolz die Glieder.
Blanke Scheiben spiegeln Sonnenlicht.
Jedes Tor und jede Nische spricht.

Aus den Mauern drängt es mit Gesängen,
Füllt die Luft mit wunderbaren Klängen.
Jugendtage aus den Winkeln steigen.
Altverklung'nes hebt sich aus dem Schweigen:
Unversehens steht mein Herz in Brand!

Schüttet seine eig'ne rote Lohe
Auf die türmereiche, schöne, hohe,
Auf die traumumwob'ne graue Stadt...

Bunte Bänder von den Mauern flattern!
Kränze ringeln sich wie gold'ne Nattern
Um die Wälle — — Böllerschüsse knattern —
Froh, wie eine Schar von Knaben schreitet,
Die Erinnerung rüstig mich geleitet
Durch die Gassen meiner alten Stadt.

Anna Blum-Erhard.

Adolfine Wiesner.

Er paßt garnicht für sie, dieser Name, er ist zu nüchtern, zu sehr Alltag. Und sie ist so garnicht alltäglich, die junge, jüngste, österreichische Dichterin.

Ein winziges, hellblaues Büchlein hat sie in die Welt gesandt und blickt ihm hoffend, wartend nach. Ihre ganze aus schwingendem Rhythmus gebaute, feine Seele lauscht bebend, ob sich der Titel, den sie ihrem Erstling gab, auswirken wird: „Vielleicht, daß die Glocken wieder läuten."

Ich möchte Adolfine Wiesner so schildern können, daß die Menschen sie und ihr zartes, edles Können suchen würden. Sie ist ein eigenartiges Geschöpfchen, umgeben von dem Reiz einer so vergeistigten, körperlichen Schönheit, daß sie weh tut. Man bangt um sie, ob sie wohl „bleiben" wird. Und Adolfine Wiesner selbst bangt auch. Wenn heißes Lebensfehnen aus ihren wirklich schönen Dichterworten bricht, folgt doch immer als Schleppträger der Gedanke des verzichten und scheiden Müssens — ein zugleich sehnendes und abwehrendes Todesverlangen.

Adolfine Wiesner kann so kindlich froh sein, übermütig und wirkt dabei doch wund. Tiefernst kann sie sein und zugleich bricht aus ihren unbeschreiblich schönen Augen plötzlich eine geheime Sonne. Und immer klingt durch ihr Wesen ein leichter Unterton — halb Trotz, halb Selbstverspottung. Das Seelchen — so nenne ich sie am liebsten — dies überfeinerte Geschöpf kann und wird leben., ‚— wenn wir es lieben. Man wird Adolfine Wiesner verstehen müssen, soll sie am Leben nicht zerbrechen, in dem sie so tapfer steht, das sie so übermächtig erlebt.

Ich meine, wir Frauen alle haben aus unserer Mütterlichkeit heraus die Pflicht, dieser jüngsten Dichterin Ohr und Herz zu öffnen, ihr die Hände entgegenzustrecken, sie festzuhalten, damit sie wirken und schaffen kann.

Das nur 40 Seiten starke Bändchen (Verlagsbuchhandlung Ferdinand Baumgartner, Wien 8) kostet so wenig, daß fast jeder es kaufen kann. Und das soll man tun, Es handelt sich dabei gar nicht um einen finanziellen Erfolg, nur darum, daß ihre tiefe Sehnsucht „Früchte zu tragen" sich erfüllt. Wir haben Sie selbst sprechen lassen, eine Probe gebracht, aus ihrem kleinen Werk, das erschütternde Gedicht „Bitte", in das sie ihr ganzes Wesen einschloß. Und an den Mitschwestern, den Frauen, liegt so viel, ihr diese Bitte zu erfüllen!

E. M.

Bitte.

Ich wollte Blume sein,
In reinem Blühen meinen Duft ausströmen —
Und muß als schwankes Gras am Wege ragen,
Und jeder Fuß kann mich zu Boden treten.

Ich wollte Flamme sein,
In aller Herzen meiner Liebe Brände tragen —
Und bin ein Irrlicht worden,
Muß flackernd über dunkles Moorland zucken,
Und fürchten, daß ein müder Wand'rer meinem
Scheine folgt.

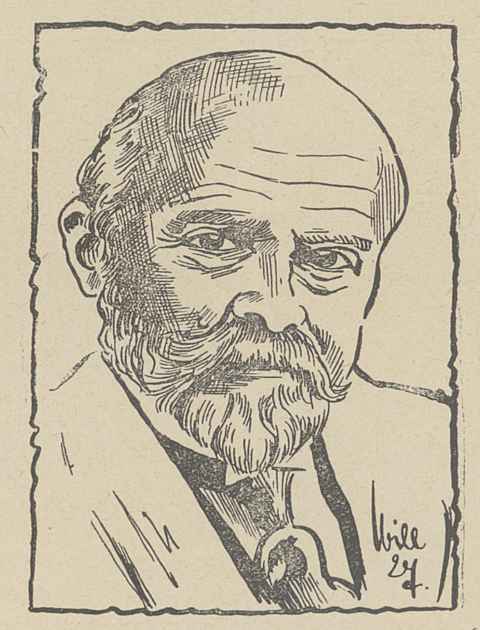
Ich wollte Ruhe spenden,
Und bin nun selber ruhelos und leidzerdrückt,
Ich schau der Aehre heilig Sein
In ihrer Reife demutsvollem Neigen,
Ich seh' aus schwarzen Essen Funken wirbeln,
Und hör' der Hämmer schwere Schläge dröhnen —
Ein Schaffen rings, ein Ziel, ein Werden,
Und ich inmitten steh' mit leeren Händen.

O Herr der Welten, schenk' ein Reifen mir,
Ein schmerzhaft Früchtebringen —
Und bin ich's würdig nicht —
Zerbrich mich, Herr, laß mich vergeh'n —
Nur laß mich nicht so arm,
So bettelarm vor deinen Stufen steh'n!

Adolfine Wiesner.

Der Philosoph Hans Driesch.

Zum 60. Geburtstag des Gelehrten (geb. 28.Okt. 1867).



Prof. Dr. Hans Driesch, Ordinarius der Philosophie an der Universität Leipzig. — Dr. jur., Dr. med., Dr. sc. h. c., Präsident der Gesellschaft für Psych. Forschung von Großbritannien.

Die Morgenröte der Lyrik.

Von Hermann Sudermann.

Anmerkung der Schriftleitung: Diese Kindheitserinnerung aus des Dichters „Bilderbuch meiner Jugend" dürfte vielen Lesern willkommen sein.

Von meinem fünften Lebensjahre ab wurde gelernt. Die Fibel bereitete wenig Schwierigkeiten, und bald waren die Lesestückchen erreicht, die sich den Probesätzen angliederten. Das Schreiben erwies sich als weniger mühelos, und die Schiefertafel krachte unter dem zersplitternden Griffel.

Aber Mama ermahnte: „Sei fleißig, mein Jungchen, wenn du gut lesen und schreiben kannst, bekommst du zum Geburtstag den Kinderfreund."

Und dieser Kinderfreund mußte etwas sehr Herrliches sein, denn sonst hätte Mama nicht immer von neuem auf ihn verwiesen. Die Verkörperung aller irdischen Lust und aller irdischen Weisheit mußte er sein, da sein Besitz so harte Prüfungen verlangte.

Und immer wieder erging die Frage: „Mamachen, bin ich so weit? Bin ich so weit?"

O nein, noch war ich lange nicht so weit, ja es konnte sich ereignen, daß selbst der sechste Geburtstag ihn nicht bescherte. O, diese Drohung kostete viele heimliche Tränen.

Da geschah es an einem rotdunstigen Abend, gegen Mitte September, daß meine Mutter, vom Markte aus Heydekrug heimkehrend, mit vieldeutigem Lächeln ein Buch vor mich hin legte, das nicht viel dünner schien als die Bibel und das augenscheinlich für mich bestimmt war.

Hochklopfenden Herzens sah ich sie an.

Sie küßte mich und sagte: „Das ist er".

In dieser Nacht habe ich nicht viel geschlafen, und da der Morgen immer noch auf sich warten ließ, so wagte ich es, leise aufzustehen, den Leuchter vom Tisch zu holen und das Talglicht — Mama goß sie selber, und nur selten verirrte sich eine vornehme Stearinkerze ins Haus — auf dem Kleiderstuhle in Brand zu setzen.

Niemals hat einem Backfisch ein verbotener Roman größere Erregung gebracht. Schon die erste Geschichte war von hinreißender Bedeutsamkeit und extra für mich zugeschnitten. Sie handelte von dem braven Karl, der sechs Jahre alt war und der an jedem Abend beim Zubettegehen Jäckchen und Höschen sorgsam gefaltet neben sich niederlegte und diese Ordnung mit kreuzweise darübergelagerten Strümpfen kunstreich vollendete.

Scheu besah ich mir den liederlichen Kleiderhaufen neben mir, in dem die Strümpfe gänzlich fehlten und den der draufgestellte Messingleuchter schamlos bekrönte.

Wie himmelweit war ich noch von den Tugenden des braven Karl entfernt! Und nur ein Gedanke tröstete mich in meiner Zerknirschung: Karl war schon sechs Jahre gewesen, mir aber fehlten noch volle vierzehn Tage an diesem achtungeinflößenden Alter. Wenn ich also die gegebene Frist benutzte, um mich von Grund aus zu bessern, so mußte es mir gelingen, an meinem sechsten Geburtstage in eine neue tugendhafte Epoche meines Lebens zu treten, in der das Beispiel des Knaben Karl mir nicht mehr fürchterlich werden konnte.

Resultat: meine Strümpfe liegen noch heute am Boden, wenn sie sich nicht zufällig in den umgekrempelten Beinlingen unauffindbar verloren haben.

Und so ist es mir mein Lebtag mit jeder Tugend ergangen. —

Zu derselben Zeit stieg mir die Morgenröte der Lyrik auf. Wohl standen im Kinderfreund Gedichte, doch besinne ich mich nicht, daß sie irgendeinen Eindruck auf mich gemacht hätten. Und auch das Liederheft, das meine Mutter sich angelegt und lieber gleich selber vollgedichtet hatte, blieb mir verschlossen, aber —

— da gab es einen lahmen Schneider Held, der wohnte am Ausgang des Waldes — gleich wenn man die nach Rußland führende Landstraße betrat — in einer braunen, verfallenen Lehmkate, und seine Tochter Jette war Kindermädchen bei uns. Sie konnte es nicht fehlen, daß ich bisweilen an die Hand genommen wurde, wenn Jette ihre Eltern besuchte.

Es roch sehr muffig in dem niedrigen Raume, in dem zwischen Webstuhl und Himmelbett nur ein schmaler Gang zum Wohnen übrigblieb. Dieser Gang führte auf ein erblindetes Fenster zu. Auf dem Fensterbrett stand ein Strickkorb. Und in dem Strickkorb lag zu unterst ein Heft, kaum größer als eine Männerfaust, in jenem Löschpapier, aus dem die alten Chroniken bestehen, die so schön in moderne Novellen umzufälschen sind. Dies war das „Arienheft", das ich nicht müde, wurde, mir vorlesen zu lassen, denn ich selbst verstand Geschriebenes noch nicht zu entziffern. Aber die in den Text hineingezeichneten Bilder, die verstand ich gleich. — Da war der „tapfere Lagienko" mit der Polenmütze, und den Mann, dessen schier dreißig Jahre alter Mantel manchen Sturm erlebt hatte, sehe ich noch heute lebendig vor mir. Nie im Leben haben Verse tiefer auf mich gewirkt. Schicksale, verderbenschwanger, und unendliches Mitleid herausfordernd, witterten daraus empor. Bilder von Schlachtgetümmel und Sterbenot, von Schanzkörben und Flaggenspiel erfüllten die in Ofenglut brütende Schneiderstube, in der weinerlich näselnd ein Lied das andere ablöste. Und was übrig blieb, war das flammenhaft aufsteigende Verlangen, einst ein großer Held zu werden und dem bedrängten Vaterlande ein Retter zu sein.

Heut könnte das Vaterland den großen Helden brauchen. Aber die Heldenhaftigkeit ist mir inzwischen vergangen. Es wird sich wohl ein Anderer darum bemühen müssen.

Durch den Fensterspalt.

Durch den schmalen Fensterspalt
Quillt das gold'ne Sonnenlicht,
Tanzen Sonnenflimmerstäubchen,
Lugt ein grünes Blattgekräusel,
Nicken glühende Geranien. —
Ist ein buntes Band — gewoben,
Zauberschön aus Licht und Farben!
Und die lichtentwöhnten Augen,
Müd' vom Krankenstubendämmer,
Schaun entzückt den Streifen Schönheit;
Trinken durstig diesen Tropfen —
Aus dem vollen Kelch der Welt —
Den ich niemals trinken werde....
Heiß fühl ich's mein Herz durchbeben:
Nur durch einen schmalen Spalt
Dringt zu mir das bunte Leben,
Ahn' ich lichter Schönheit Weben!

H. Brey.

Literatur

Die alte Dorflinde.

Ein Märchen von Johann Mühlradt

(Barkovinek).

In einem Dorfe Pommerellens stand eine uralte Dorflinde. Ihr Stamm war so dick, daß ihn nicht sieben Männer umspannen konnten. Er war schon ganz hohl. Fünfzehn Personen hatten in dem hohlen Stamm gut Platz. Aber da sie auf gutem Boden stand, grünte sie noch immer aus, als wenn sie ein junger Baum wäre. An ihren Stamm waren große Steinplatten gelegt worden. Wie sie dahin gekommen waren, wußte keiner der alten Dorfsbewohner zu sagen.

Die alte Linde war ganz einsam und langweilte sich sehr, da sie mit niemandem plaudern konnte. Auch mit den Vögeln in ihrer laubigen Krone konnte sie sich nicht unterhalten. Die verstanden sie doch nicht. Die sangen und jubelten, aber für die Alte hatten sie kein Ohr und auch keine Zeit. Sie mußten sich ein Nest bauen, hatten Eier zu legen, und, nachdem sie die Jungen ausgebrütet hatten, hatten sie mit dem Heranschleppen von Futter für ihre stets hungrigen Kleinen genug zu tun. —

Und dann kam der Hochsommer und die Vöglein ließen sie allein. Manchmal kam eine Krähe und ließ sich auf ihren Aesten nieder, aber nur für wenige Augenblicke. Ein längeres Garn konnte sie mit ihr auch nicht spinnen. Manchmal bat sie: „Ach, bleib doch noch eine Weile sitzen", aber die Krähe antwortete ihr krächzend:

„Muß weiter, weiter, Alte, zieh'n,
Brauch' Fleisch, krah, krah, krah, krah,
Denn alles will mir jetzt entflieh'n,
Ein Mäuschen seh' ich da!"

Und weg war sie. Auch mit dem Winde, der sie an ihren Haaren zauste, war eine Unterhaltung nicht möglich. Wie war er ungebärdig! Er hörte garnicht auf die Worte der Alten. Er pfiff und schnob, daß es nur eine Art hatte. Wenn sie immer wieder versuchte, in ein Gespräch mit ihm zu kommen, antwortete er fauchend wie eine Katze:

„Alte, kann nicht länger weilen,
Ich muß eilen, ich muß eilen,
Muß noch heute an die See,
Weit über Wald und Tal und Höh'."

Dann kam nach ihm bald ein anderer Windstoß, aber gleich war er verschwunden.

Wie froh war sie, als nicht weit von ihr, ein Birklein heranwuchs. Das hatte Zeit, das flog nicht weg, wie Vogel und Wind. So erzählte sie stundenlang dem Birklein alles, was ihr Herz bedrückte, daß sie schon anfange, morsch zu werden. Bald könne der Tod kommen. Sie sehne sich schon nach ihm.

Das Birklein entgegnete: „Wer wird solche Gedanken haben! Erzähl', erzähl' mir lieber aus deinem Leben! Du hast ja soviel erlebt!"

„Ja, das habe ich, mein Kind! Wie sah es früher hier aus! Ich habe noch pommerellische Herzoge hier gesehen, die hier Luchs, Wolf und Bären jagten. An mir vorbei zog die deutsche Ritterschar, die hier in der Gegend ihre Burg hatte. Sie ist ja, wie du weißt, in den See gesunken. Schön gekleidete polnische Damen und stolze Herren zogen fröhlich nach jenem Starostenschloß bei mir vorbei. Ja, die verstanden Feste zu feiern! Wie viele Liebesschwüre sind unter mir ausgetauscht worden! Wie oft erschallten in die Maiensommernacht hinaus fröhliche Lieder! Wie habe ich mich gefreut!

Aber ich habe auch viel Elend und Jammer geschaut. Ich denke noch immer an das Hungerjahr 1847 und an die Zeit, als hier die armen erfrorenen Franzosen weilten, die aus Rußland nach Hause flohen. Unter meinem Laubendache hatten sie sich einen erbeuteten Wolf gebraten. — Gott hatte sie gestraft, schwer gestraft für die Untaten, die sie auf ihrem Hinmarsche nach Rußland den Heidebewohnern angetan hatten. Jetzt nahmen sie Rache. So manchen der heimlich überfallenen und ermordeten Franzosen hat man in meiner Nähe verscharrt. Auch unter mir liegen Gebeine solcher Erschlagenen.

So erzählte die Linde die ganze Nacht — nicht in geschichtlicher Reihenfolge, — auch von den Maienfesten, die unter ihr gefeiert wurden, und den Gerichtssitzungen, die unter ihr abgehalten worden, und dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, dem die Stände des Kreises gelegentlich einer Besichtigung der von ihm angelegten Meliorationswiesen in der Heide unter ihr ein Frühstück gegeben hatten. Länger verweilte sie bei den Verbrennungen der Hexen, vor Jahrhunderten, die unter ihrem Laubdach zum Tode verurteilt worden waren. Wehmütig klang ihr Abschiedswort, voller Todesahnungen:

„Gut' Nacht, mein Kind, gut' Nacht,
Bald ist mein Lebenswerk vollbracht,
Bald werd' ich frisch ergrünen am andern Ort,
Von dem es niemals, niemals geht fort."

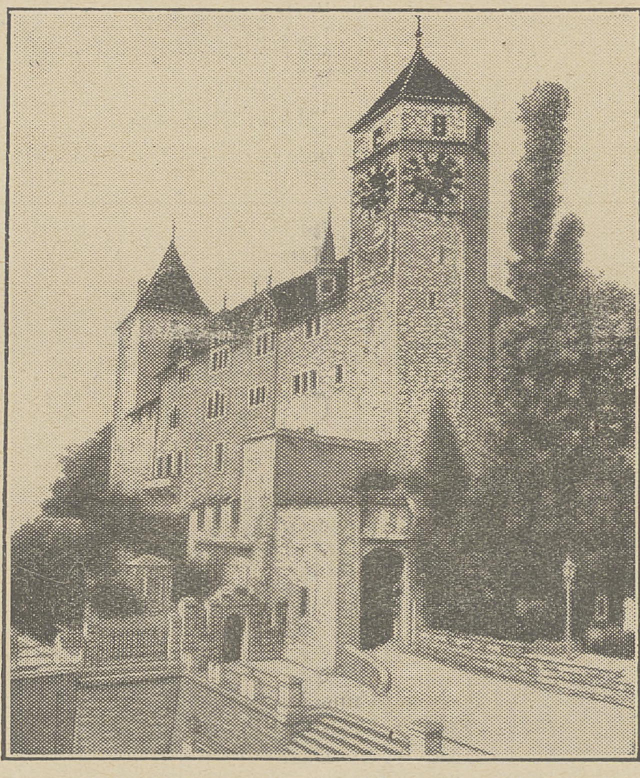
Nur noch ein leises Rauschen ihres Laubes und die Alte war fest eingeschlafen, eingehüllt vom Wohlgeruch ihrer — die Bienen anlockenden — Blüten. Die Grasmücke, der die Linde so oft liebevoll bei der zärtlichen Aetzung ihrer Jungen zugeschaut und der sie die Stelle verraten hatte, wo ein Insekt ihr die Blätter benagte, ließ in ihrer Krone nur ganz leise ihre süße Stimme erschallen, um sie nicht zu wecken. Auch der sonst so übermütige und kurz angebundene Wind säuselte sanfter und sang ihr ein Schlummerlied. Man hatte die Alte doch gerne, wenn man mit ihr auch nicht plaudern konnte. Selbst die Bienchen umsummten sie nicht so laut.

Es war so gut, daß sie wenigstens einem von ihren Erlebnissen erzählt hatte. Denn am nächsten Morgen brach ein fürchterlicher Orkan aus, der die Bäume des Waldes mähte, wie ein Schnitter die Aehren, so daß sie dalagen, wie die Soldaten auf dem Schlachtfelde. Der knickte die alte Linde. Das ganze Dorf trauerte um den altehrwürdigen Baum, eine Sehenswürdigkeit der ganzen Gegend, denn selbst in den Generalstabskarten war er unter dem Namen „alte Linde" verzeichnet.

Auch die kleine Birke, die sonst etwas leichtsinnig und eine Feindin der Traurigkeit war, vergoß bei trübem Wetter Tränen. Sie warf dann, von Zephir umkost, spielend zartgrüne Gehänge ihres duftigen Kleides weit von sich.

Ein Museum auf Reisen

Das polnische Nationalmuseum in Rapperswil (Schweiz).



Das polnische Nationalmuseum in Rapperswil am Züricher See, das ehemalige Schloß der Fürstin von Rapperswil, das neben polnischen Uniformen und Kriegserinnerungen Literaturschätze und Erinnerungen an den Freiheitshelden Kosciuszko insgesamt 92 000 Bände, 27 000 Manuskripte, 22 000 Graphiken, 3000 Kunstgegenstände, 2000 Antiken und 9000 Münzen und Medaillen enthält, ist im Jahre 1870 begründet worden. Nach den Bestimmungen seines Stifters Wladimir Broel-Plater sollte es solange unantastbar bleiben, als Polen nicht wieder hergestellt war. Nun, nachdem Polen wieder einen Staat bildet, wird das Museum in 13 Güterwagen von der Schweiz nach Warschau überführt.

Der verhängnisvolle Handkoffer

Humoreske von L. Sevenich.

Wer hätte mir vorhersagen können, wie viele meiner Urlaubstage verregnen würden? Wer hätte mit Sicherheit prophezeien können, was ich auf der Heimreise erleben würde? Lebt irgendwo ein solcher Alleswisser? Gut, so soll er seine Weisheit — für sich behalten. Ich will nichts davon hören. Ich brauche dazu keine fremden Menschen. Was ich wissen muß, erfahre ich doch. Ich bin verheiratet. Was ich in dieser Hinsicht unumgänglich wissen muß, das sagt mir meine Frau Luise. Aber, wie gesagt, nur das unbedingt Notwendige. Zum Beispiel, daß ich selbstverständlich jedes Jahr dann Urlaub nehme, wenn andere Leute keinen Urlaub wollen, dann nämlich, wenn es bestimmt die nächsten drei Wochen regnen wird. So sagt Luise, meine Frau. Und sie sagt, daß jeder Gescheite es anders macht. Sie sagt aber nicht, wie jeder Gescheite es macht. Und sie sagt noch viel mehr. Das wiederhole ich aber nicht. Ich bin gut erzogen. Und außerdem: Bin ich etwa verpflichtet, über mich selbst abfällig zu reden?

Auch auf der Heimreise im Eisenbahnabteil spreche ich grundsätzlich nicht mehr. Ich habe mir das in den zwölf Jahren unserer Ehe abgewöhnt. Wozu auch? Daß es regnet, hat sich in den letzten acht Tagen schon in der Pension herumgesprochen. Das ist immer schnell bekannt. Die Leute im Zuge werden es auch wohl alle wissen. Ich rede einfach nur noch dann, wenn ich gefragt werde. Vor allen Dingen, wenn Luise, meine Frau, dabei ist. Sie fragt mich eigentlich selten um etwas. Sie schont mich. Sie erspart mir das anstrengende Sprechen. Sie spricht für mich mit.

Im Eisenbahnabteil schien Luise müde. Vor Kummer und Aerger, sagte sie mit einem bedeutungsvollen Seitenblick. Ich brauchte nichts zu sagen; denn ich war nicht gefragt. In meiner Tasche hatte ich ein Buch. Wenn Luise einschlief, wollte ich etwas darin lesen. Nur dann. Ich dachte nämlich, Luise würde wie alle Kinder vor Kummer einschlafen. Nein, sie konnte nicht schlafen. Auf dem Durchgang im D-Zug vor unserer Tür spielten die Kinder aus dem ganzen Wagen, nein, aus dem ganzen Zug, mit ihren Spaten, Eimern und anderen Geräten. An der See waren sie in den letzten Wochen nicht dazu gekommen. Da hatte es immer geregnet. Im D-Zug war es trocken. Ein idealer Spielplatz. So dachten die Kinder. Meine Frau war anderer Meinung. Ich brauchte nichts zu meinen; denn ich war nicht gefragt.

Ich durfte nicht das Luftkissen aus meinem Handkoffer herausnehmen, der über Luisens Platz im Gepäcknetz lag. „Danke!" sagte Luise. Sie purrte schon eine geraume Zeit oben im Netz herum. Ich sah zum Fenster hinaus. Ich bin gut erzogen. Und außerdem war ich nicht gefragt. — Als Luise sich hinsetzte, hatten ihre Augen einen seltsamen starren Glanz. Wohlverstanden, nicht einen seltenen Glanz! Dieser Glanz strahlte auf mich. Luise sah mich an. Sah mich in einem fort an und sagte nicht ein Wort. Gewöhnlich ist ja ein gutes Gewissen ein sanftes Ruhekissen. Für mich in dieser Situation nicht. Langsam griff Luise rückwärts hinter sich und holte einen langen Pappkarton hervor. Jedes Kind hätte ohne weiteres gesehen, daß dieser Karton nur Damenstrümpfe enthalten könnte. Da ich ebenso unschuldig war, wie ein Kind, tat ich das auch. Ueber Luisens Gesicht zuckte es verdächtig. Das kenne ich. Das ist die Vorbereitung zu dem stoßweise herausgeweinten: „Oh, ich arme Frau. Wenn ich doch nur auf die Leute gehört hätte. . . !" Aber nach einem blitzartig aufleuchtenden Aufglühen der schon tränenfeuchten Augen ging es noch einmal vorüber. — Statt dessen fingierte sie hastig und unbeholfen an der bunten Schnur herum, die den Inhalt des Kartons vor unberufenen Augen schützte. Dann zwischendurch: „So . . . das waren also . . . die Abende mit . . . den Herren vom Skat . . . in den letzten . . . drei Tagen . . . ! Ich konnte . . . es mir ja . . . denken . . . Mein Mann . . . für andere Frauen . . . Strümpfe . . . kauft . . . !"

Ich glaubte mich berechtigt, diese Feststellung dadurch zunächst in Zweifel zu ziehen, daß ich sie als Frage auffaßte und sagte so ruhig, wie ich das in zwölfjähriger Ehe gelernt habe: „Luise, laß mich Dir erzählen . . ."

Himmel, hätte ich nur nichts gesagt! Ich mußte mich förmlich ducken, so prasselten die Worte: „So! Du willst wohl noch behaupten, die Strümpfe für mich gekauft zu haben? (Hatte ich etwas Derartiges gesagt?) Wirklich sehr, sehr aufmerksam von Dir! Und diese Strumpfbänder? Und diese Handtasche? Sollen die Sachen mich etwa . . . mich für die . . . verpfuschte Sommerreise . . ."

Ich hielt die Pause für geeignet, wieder ein-

mal etwas zu sagen, sonst wurden es ja der Fragen zu viel auf einmal. Also: „Meine liebe Luise," sagte ich wieder ganz ruhig, wie ich das gelernt habe, „ich habe diese Sachen überhaupt nicht gekauft..."

„Hast Du sie etwa auch noch gestohlen? Oh, ich arme Frau. Wenn ich doch auf die Leute gehört hätte! Mein Mann als Dieb..." Ihre Schultern zuckten unter dem heftigen Schluchzen. — Die Tränen rannen in Strömen. Draußen vor der Glastür standen die Kinder und drückten ihre Nasen an die Scheiben. Hatte es nicht genug geregnet in den letzten acht Tagen? Wozu denn noch die Tränen? Aber ich war ja schließlich nicht gefragt! Immerhin, der Feuchtigkeit muß ein Ende gemacht werden.

„Luise", sagte ich noch viel ruhiger als bisher, „Luise, sei bitte vernünftig (sie schüttelte in krampfhafter Abwehr Kopf und Schultern). Du mußt (sie schüttelte schon wieder) den Karton wieder zusammenpaden und in den Handkoffer legen. Der gehört dem Herrn, der den Eckplatz dort am Fenster belegt hat. Ich glaube, es ist ein Reisender, in dessen Muster du geraten bist. Er holt sich draußen vielleicht nur eine Erfrischung und kann jeden Augenblick zurückkommen. Es wäre doch unangenehm, wenn er sähe, daß Du seinen Koffer geöffnet hast".

Nun brauchte ich nichts mehr zu sagen. Kurz, ehe der Zug weiter fuhr, stieg unser Abteilgenosse ein, setzte sich müde in seine Ecke und schlief ein. Nach ein paar Minuten schlief meine Frau auch. Ich konnte mein Buch doch lesen.

Bielitzer Stadttheater.

„Ihr kleiner Freund".

Lustspiel in 3 Akten von Jaques Natanson.

Ein ausgezeichnetes Lustspiel. Gut aufgebaut, flotte Szenenführung, flüssig, fein pointierter Dialog. Vom ersten bis zum letzten Aufzug von prickelnder Erotik durchtränkt, ohne aber szenische und theatralische Effekte in sonst beim französischen Lustspielgenre selten fehlenden Schlüpfrigkeiten und Frivolitäten zu suchen. Also sozusagen ein zimmerreines französisches Lustspiel. Allerdings ist so manche Voraussetzung, auf die sich das Lustspiel aufbaut, psychologisch, unwahrscheinlich unmöglich. Der knabenhaft schüchterne, seelisch noch unverdorbene, eben flügge werdende Maturant zeigt plötzlich die Unternehmungslust und Routine eines überreich erfahrenen alten Lebemannes. Noch mehr, er dringt mitten in der Nacht in die Wohnung einer ihm gänzlich unbekannten Dame — von der er nicht einmal weiß, daß sie Halbwelt ist — ein. Eine Dame, wenn auch Halbwelt, empfängt um 4 Uhr morgens einen ihr gänzlich unbekannten jungen Mann und beginnt in aller Seelenruhe im Nachtgewand einen Flirt. Der „stürmische" Jüngling bleibt trotz nicht fehlender Ermunterung kühl und „moralisch", vorläufig natürlich. Der tatsächliche, alte Freund schließt einen etwas sehr unwahrscheinlichen Pakt mit dem seelisch feinbesaiteten jungen Mann, der allerdings im legitimen Eheverhältnis ab und zu vorkommen mag, in Halbweltbeziehungen aber gewiß nie. Und so weiter fort manch andere Nuance.

Gespielt wurde ausgezeichnet. Frl. Faulhaber (Simone) entwickelte sich großartig und vielversprechend. Auch der Auffassung ihrer Rolle unseren vollsten Beifall. Den „empfindsamen jungen Mann" zeichnete Alfred Walter so gut, daß die Unwahrscheinlichkeiten dieses Charakters im Gesamtbild verebbten. Eine wertvolle Leistung war auch Emile, der entlassene Verehrer Fritz Eckhardts. Spiel und Regie Direktor Zieglers. (Michel, der offizielle Freund), natürlich glänzend, aber die Sprechtechnik zeigt Mängel, auf die wir endlich doch hinweisen wollen, weil sie leicht zu beseitigen sind.

Woran arbeiten sie?

„Reclams Universum" hat, die alljährliche Rundfrage des „Neuen Wiener Journals" nachahmend, eine Anzahl der bekanntesten deutschen Schriftsteller über ihre nächsten Arbeitspläne befragt. Aus den Antworten geht hervor, daß Thomas Mann an einem Roman „Josef und seine Brüder" arbeitet. Er schreibt: „Für die Konzeption bestimmend waren der Reiz, das Menschliche im Tiefstvergangenen aufzusuchen, religionsgeschichtliche Interessen und eine Vorliebe für die ägyptische Kultur". —

Heinrich Mann schreibt: „Ich arbeite an einem kleinen bürgerlichen Roman, womit gesagt ist, daß er nicht heute spielt. Ich will nach Kindheitserinnerungen dem Leser, der sich vergebens noch bürgerlich nennt, in einem Ausschnitt zeigen, wie einst das Bürgertum war. Es sah ganz anders aus, als man jetzt denkt."

Wilhelm von Scholz schreibt über seine Pläne: „Neben das Fertige tritt Sammel- und Redigierarbeit an einem umfangreichen Bande „Dichtung und Schrifttum", der wohl 1928 erscheinen und alles Theoretische über die Fragen und die Geschichte der Dichtung enthalten wird. Langsam scheint sich die Welt eines neuen Romans vor mir auszubreiten, noch in Dämmer und Wolken gehüllt. Klarer schon gestaltet sich ein neues Bühnenstück, ein groteskes Lustspiel, dessen Stoff „Tausendundeiner Nacht" entstammt."

Hermann Bahr bringt im Verlag Borgmeyer im Oktober einen neuen Roman „Der inwendige Garten" heraus.

Shakespeare-Wettbewerb für Gedichte. Die Poetry Society in England hat einen Shakespeare Wettbewerb für Gedichte ausgeschrieben, der in der ganzen Welt Interesse erregte, was sich aus der großen Zahl der Einsendungen in verschiedenen Sprachen, sogar in arabischer und in serbischer Sprache ergibt. Unter den Einsendern befanden sich auch mehrere Oesterreicher, deren Gedichte lobende Anerkennung fanden, so Dr. Richard Plattensteiner aus Wien, Frau O. M. Robicek aus Wien, Zeno V. Singalewicz aus Wien und mehrere andere. Das beste Gedicht in deutscher Sprache stammt von Dr. Max Mente in Veroskova in Jugoslawien. Auch P. Ringelnatz aus München wurde eine lobende Anerkennung zuteil. Ehrenvolle Erwähnung fand ein englisches Gedicht der Gräfin Marie von Bijlandt aus dem Haag.

65. Geburtstag. Am 24. Oktober feiert die bekannte Schriftstellerin Emmy von Winterfeld-Warnow ihren 65. Geburtstag. Eine Reihe von erfolgr. Romanen, die seit den 90er Jahren erschienen sind, machten ihren Namen bald allgemein bekannt; aber auch auf dramatischem Gebiet betätigte sie sich mit Glück. Das Frauenschicksal in jeglicher Gestalt lebt in ihren Arbeiten. Hauptsächlich aber zieht die deutsche Vergangenheit sie an. Zur Zeit arbeitet die Dichterin an einem Werk, das in Kassel in den Tagen König Jeromes spielt. —

Was der Graudenzer Schloßturm erzählt.

(Siehe Abbildung auf der Titelseite).

Das Wahrzeichen der Stadt Graudenz. — Kommst du von der Gartenstraße herauf, steht er da breit, trutzig, braun aus dem dunklen Grün gewachsen, und um sein zerklüftet Haupt fliegen Wolkenfetzen von der Weichsel her.

Kommst du von der Weichselseite, steht er da, schlanker, rot in der Abendsonne, gemütlicher, lachend, wie voller Frohsinn, bunte Kleider lehnen sich über die Brüstung und Geländer, Kinder spielen zu seinen Füßen, ein Häuschen schmiegt sich an den Berg.

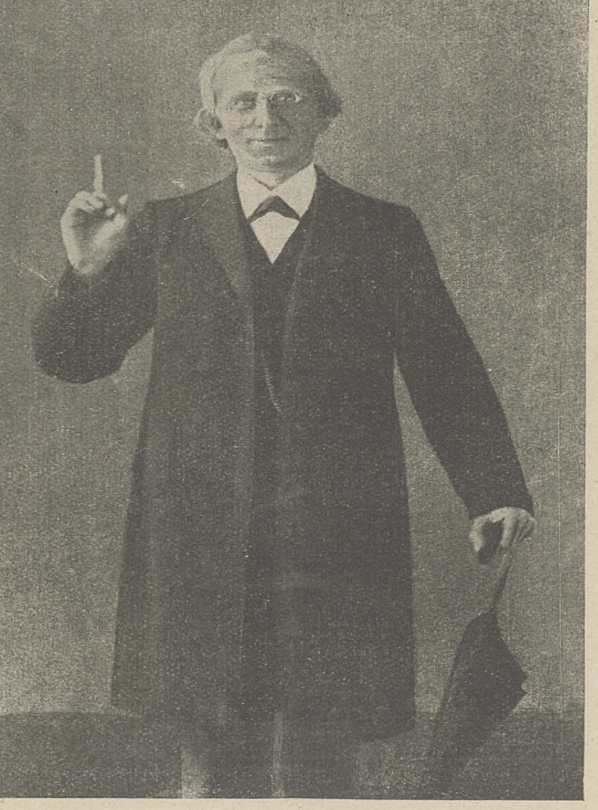
Und stehst du auf ihm und läßt deinen Blick schweifen über all die Schönheiten des Weichseltales, so glaubst du manchmal etwas spüren zu müssen von dem gekränkten Stolz, mit dem er dich anknurrt: „Da trampeln sie auf mir herum, gaffen, staunen und bewundern, was sie sehen, und bedenken nicht, daß dies alles noch nicht war, da stand ich schon und wachte".

Und recht hat er. Ein leises Schaudern geheimer Ehrfurcht läßt uns die alten, braunen, verwitterten Steine betrachten, ihn, den alten Burgfried, der bald 700 Jahre den Stürmen getrotzt, manches erlebt, und nun noch mal 700 Jahre aushalten will. Und in der milden Herbstnachmittagssonne beginnen die alten Steine zu raunen und erzählen:

„Seht ihr dort unten die Berge — die Biegsberge —, wo zur letzten Sonnenwende euer Feuerstoß herüberleuchtete, da stand die erste Heiden-



Frl. Leni Ritter („Die Tante aus Sparta"). Photo G. Joog



Erich Schneider, als Professor Dr Walter Hinzelmann („Im weißen Rössel" v. Blumental u. Kadelburg).



Frl. Kaethe Krüger, in der Titelrolle von „Die schöne Galathee", Myth. Oper von Suppé. Photo G. Joog

Graudenz.

burg. Doch ihre Tage waren gezählt. Sumpf, Sand, Wasser und Wildnis war um sie, als die Ritter herkamen. Ein anderes Leben begann, hier auf unserem Berg. Und dann stand ich hier; drüben auf den Bergen sah ich nur noch die Reste jener Pruzzenburg, da wuchsen um mich weite Säle, spitze Bogen, hohe Dächer, feste Mauern, und ein Schloß wurde, was eine Burg werden sollte.

Ringsherum wuchs „Grudenc“, die Stadt, in harter Arbeit und blutigem Kampf mit den Heiden; aufgebaut von deutschen Handwerkern und Kaufleuten. Trinkwasser fehlte: meilenweit wurde ein Kanal gegraben — die Trinke — und die „städtische Wasserkunst“ gebaut. Speicher, Tore, Türme, Kirche und Rathaus schmückten jetzt die Ufer der Weichsel, wo einst Gestrüpp sich breit machte.

Als Stadt und Burg fest da standen und Schutz versprachen gegen Raub und Willkür, da kamen hinter dem Kreuz und Schwert auch Pflug und Spaten ins Stadtgebiet. Urwald wurde gerodet, Sumpf und Bruch entwässert, und seht: wo einst von den Pfaffenbergen angefangen die Landkarte einen See verzeichnete, „— einen Zee, der do Thusosche heißet —“ (aus der Stadturkunde von 1291) und Sumpf und Bruch, da wogte später ein Meer von Getreidefeldern, da winkten freundliche Häuser und bunte Gärten. Selbst an den wilden Weichselstrom getrauten sie sich heran; zogen Deiche, die ihn fesselten; von Burg zu Burg. Von den Schwetzer Bergen bis zur „Neuenburg“. Und seht heute hinüber in die Niederung: deutsche Landleute haben zu den fruchtbarsten Gefilden unserer Heimat gemacht das Land, wo einst die Weichsel ihre trüben Wellen wälzte.

Freilich kamen auch wieder trübe Zeiten. Als nach dem Unglückstag von Tannenberg der Verrat im Lande umging, mußten die Ritter auch Grudenc ausliefern. Krankheit und Hungersnot spielten der Stadt arg mit, und im großen Schwedenkrieg bekam ich manche gute Kanonenkugel am Kopf und Leib. Ich hab's verwunden. Das Schloß verfiel, ein Teil rutschte in die Weichsel, ein anderer Flügel war nicht mehr zu bewohnen. Die „Stadt“ zählte noch 1200 Einwohner. Dreihundert Jahre hatte ich so ausgehalten. Da kam der Herbst 1772. Oben auf meinen Zinnen stand „Er“, der größte seiner Zeit: Dreispitz, Krückstock, die Lippen messerscharf zusammen, die Augen in die Weite gerichtet. Es war der große Friedrich, der „alte Fritz“. Ein tiefes Weh saß ihm im Herzen, das Land so zu sehen, und der heiße Drang, seinem neu erworbenen Westpreußen zu helfen. — Um mich war es nun wohl geschehen: Er ließ die Burg abbrechen. Das krachte von abgebrochenen Mauern und Türmen. Verfallen war sie doch schon; helfen konnte er ihr nicht mehr, sie ihm auch nicht. So sollte sie ihre Steine wenigstens noch hergeben zu neuen Bauten, Festung, Kirche, Gefängnis. Selbst die alten Dachpfannen ließ er sich verrechnen.

Mich ließen sie stehen und öde wurde es nun auf dem ehemals so belebten Schlosse. Nur das Gestrüpp machte sich breit und breiter. Und noch einmal kamen schwere Zeiten. Französisches Kriegsvolk bedrängte uns sehr und mir schossen sie damals die Krone ab, wohl zwei Klafter weg. Das war 1807, doch dort drüben, „die Veste“, die ihr dort seht, aus meinen Steinen erbaut, die hielt stand, als eine der wenigen vor dem französischen Eroberer. Seit der Zeit hatte ich Ruhe und Frieden und auch bald Freude. Denn Schönes konnte ich schauen; mehr als ein Jahrhundert lang. Jetzt erst begann die Zeit, da deutsche Kraft und deutscher Geist das fortführen konnten, was ihre Ahnen einst begonnen. — Dort im Süden, seht, die Türme und Zacken von Culm, das sind deutsche Bauwerke. Seht den Weichselstrom: Buhme und Dämme, Deckwerke und Badeplätze ha-



Evangelische Kirche in Graudenz.

Photo Gustav Joog.



Evangelische Kirche (Innenansicht).

Photo Gustav Joog.

ben erst eine Wasserstraße gemacht, was früher ein tückisches Gewässer war. Schwerbeladene Kähne, rauchende Dampfer ziehen heute ungefährdet ihren Weg nach der nahen Hansestadt Danzig. Und daß der Strom kein Hindernis sei zwischen Ost und West: seht die Riesenbrücke, den eisernen Wunderbau, den deutsche Technik über mehr als einen Kilometer und hundert Meter gespannt hat.

Fruchtbarer Acker unserer Niederungen wurde aus dem Sumpf. Von den wohlgepflegten Forsten der Schwetz-Sartowitzer Berge führen die schnurgeraden Baumreihen der Chausseen zu uns.

Hier näher seht ihr die stumpfen Walle und breiten Terassen der „Veste Graudenz“. Und hier im Osten die Stadt. Seht die hohen Bauten und laßt sie zu euch sprechen: Kasernen, Kasernen im Norden, Osten, Süden. Seht weiter — in den vielen Prachtgebäuden der Schulen das Bemühen um Hebung der Volksbildung, seht Postanstalt und Bahnhof, Straßen und Bahnen — Bilder des regsten Verkehrs. Und dort drüben auf Böslershöhe haben sie mir gar einen Nebenbuhler hingestellt. Erst wollt' ich mich schiefärgern, blieb aber doch gerade, denn es ist ja nur ein vierediger Wasserturm, wenn er auch seine Zinnenkrone so hoch trägt.

Das alles haben unsere Vorfahren, das hat unser Volk geschaffen. Das ist der Stempel deutscher Eigenart, deutschen Fleißes, deutscher Arbeit. Und mag das Land gehören, wem es will, dieser Stempel wird zeugen für unser Volk in alle Zukunft.“

A. H.

(Aus der Bromberger „Deutschen Rundschau“).

Graudenz.

Die evangelische Kirche in Graudenz.

Als Friedrich der Große 1772 Besitz von Westpreußen nahm, erhielt die heruntergekommene Stadt Graudenz unter dem Namen „Retablissements-Gelder" eine Staatsunterstützung von über 94.000 Talern. Davon wurden 10.000 Taler zum Bau einer evangelischen Kirche auf dem Marktplatz verwendet, die als Friedrichs-Kirche in den Jahren 1783—1785 erbaut wurde. Die Kirche erwies sich bald als zu klein, war doch Graudenz bei Beginn des 19. Jahrhunderts für ungefähr 800 Quadratkilometer zu beiden Seiten der Weichsel der Mittelpunkt evangelischen kirchlichen Lebens.

Die für die große Gemeinde unzureichende alte Marktkirche wurde endlich im Juni 1898 geschlossen und darauf abgebrochen. Die neue evangelische Kirche in der Pohlmannstraße wurde am 20. Juni 1898 eingeweiht.

Die Kirche ist vom Regierungsbaumeister Menken-Berlin in kaum zwei Jahren erbaut und hat über ¼ Million Mark gekostet, aber ohne große Belastung der Gemeinde, da infolge der Landschenkung des Bürgermeisters Friedrich Bohr ein großer Teil des Kapitals disponibel war. Die Kirche ist im Stile der Frühgotik erbaut.



Graudenzer Krankenhaus.

Der schlanke Turm mit Kreuzspitze ist 67 Meter hoch, die Anzahl der Sitzplätze auf den Emporen und im unteren Schiffsraum beträgt 1446, eine Luftheizungsanlage sorgt für einen erträglichen Aufenthalt im Winter. Unter einem Triumphbogen mit musizierenden Engeln, gemalt von Ferdinand Busch, steht der Altar aus Sandstein mit roten Porphyrsäulen; der eichengeschnitzte u. teilweise vergoldete Aufsatz (Bildhauer Sagebiel-Braunschweig) trägt vier alttestamentliche Bilder: Abel, Melchisedek, Isaak, Aron; hoch erhebt sich darüber das Kreuz mit dem Heiland. Ueber dem Ganzen leuchtet ein Wandgemälde mit lebensgroßen Figuren, das Abendmahl nach Leonardo da Vinci, gemalt von Karl Busch. Die drei großen Fenster auf jeder Seite sind aus Kathedralglas; die vier gemalten sind von Didden und Busch geliefert. Sie stellen links die vier Evangelisten mit ihren Symbolen dar. (Schenkung von A. Bentzki), rechts die vier großen Propheten (Vermächtnis von Comnik). Auf der Orgelempore erblickt man das große herrliche Werk, gebaut von Gebrüder Dinse-Berlin. Die Kanzel ist von feinster Holzschnitzerei mit gemalten Feldern; eine Treppe mit schmiedeeisernem Geländer führt hinauf. Die Altarbibel ist von der Kaiserin gestiftet.

Von der Deutschen Bühne in Graudenz.

Nach der Abtretung des ehemaligen reichsdeutschen Gebietes an Polen und der damit verbunden fluchtartigen Massenauswanderung der Deutschen, wurde es für das zurückgebliebene deutsche Element schwer ein eigenes deutsches Theater zu erhalten. Es mußten Mittel und Wege gefunden werden, die aber doch dem hiesigen Deutschtum zu einem womöglichst vollwertigen Ersatz eines derartig notwendigen Kulturinstitutes verhelfen. Und da wurde über Anregung, des sich schon zu deutscher Zeit um das Kunstleben der Stadt hochverdient gemachten Mannes, des Buchhändlers Arnold Kriedte im Jahre 1921 die deutsche Bühne gegründet und in das Vereinsregister eingetragen. Arnold Kriedte, ein hervorragender Organisator und guter Kenner des Theaterwesens, war auch die bestgeeignete Persönlichkeit die Leitung dieses kulturellen Unternehmens zu übernehmen. Dank allgemeiner Opferfreudigkeit war auch bald der ursprünglich zu Konzertzwecken gebaute Saal für Theaterzwecke umgebaut. Es mußte die Bühneneinrichtung, sämtliche Kulissen, Theaterbeleuchtung usw., vollständig neu geschaffen werden. Durch finanzielle Unterstützung, wie auch durch tatkräftige Mithilfe bei den Auf- und Ausbauarbeiten, war es möglich, die technischen Einrichtungen in kurzer Zeit auf eine solche Höhe zu bringen, daß die deutsche Bühne darin nicht nur mit vielen Berufsbühnen konkurrieren kann, sondern wohl so manche Provinzbühne noch weit übertrifft. — Der Theatersaal faßt 1500 Personen. —



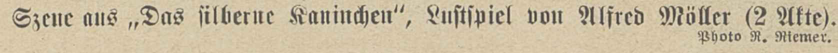
Gemeindehaus in Graudenz, in welchem die „Deutsche Bühne" untergebracht ist

Photo R. Riemer.

Was das darstellerische Personal anbetrifft, setzt sich dieses in der Hauptsache aus talentierten und spielfrohen Liebhabern zusammen, die unentgeltlich sich in den Dienst der guten Sache stellen und nur eine kleine Aufwandsentschädigung erhalten, die ihre Unkosten bei den Proben und für Garderobe aber nicht in Entferntesten deckt. Ferner verpflichtet der Vorstand auch Berufskräfte um wirklich künstlerisch hochstehende Ensemble zu stellen und so vollwertige Leistungen zu bieten.

Ein Ueberblick des Spielplanes der verflossenen Jahre läßt sofort erkennen, daß wir es hier nicht mit einem sogenannten Dilettantentheater zu tun haben, das spielt, um in der Hauptsache nur den Mitspielern als Amusement zu dienen und mit Kunst gar nichts zu tun hat, sondern mit einer Institution, die bestrebt ist, selbstlos auf künstlerischer Grundlage in Interesse der Allgemeinheit durch aufopfernde Arbeit und tiefem Ernst dieser und der hohen Kunst zu dienen. Wieviel angestrengte Arbeit und ernstes Studium und selbstlose Hingabe jedes Einzelnen notwendig ist, um ein Stück wirklich den künstlerischen Ansprüchen gerecht herauszubringen, wird der Außenstehende wohl kaum ermessen. Dieses hier näher zu explizieren würde im Rahmen dieses Aufsatzes zu weit gehen, aber an einer Auslese von aufgeführten Werken der letzten Spieljahre wird sich wohl der Leser selbst ein Bild machen können, und begreifen, daß mit Ernst gearbeitet wird und daß hier die Ziele weit höher gesteckt werden als





Szene aus „Das silberne Kaninchen", Lustspiel von Alfred Möller (2 Akte).

Photo R. Riemer.

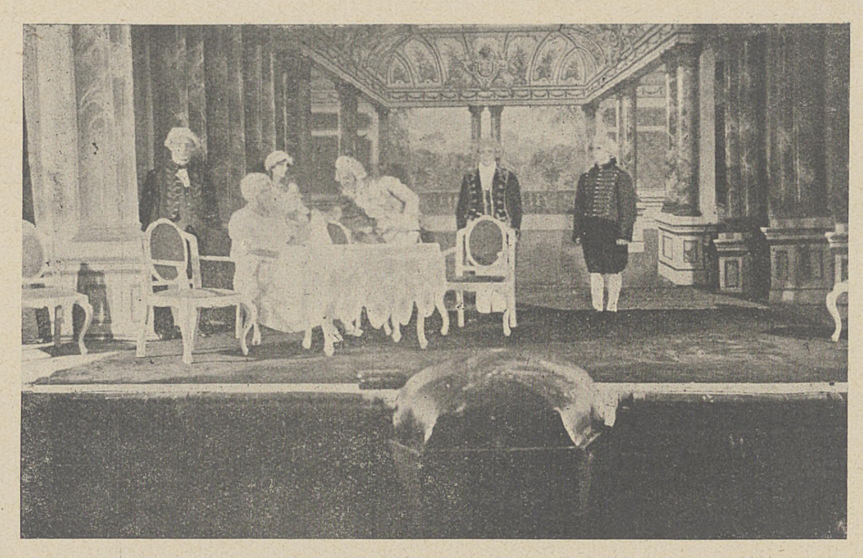


Gruppenbild aus „Nur kein Skandal" von K. Müller-Ruzika.

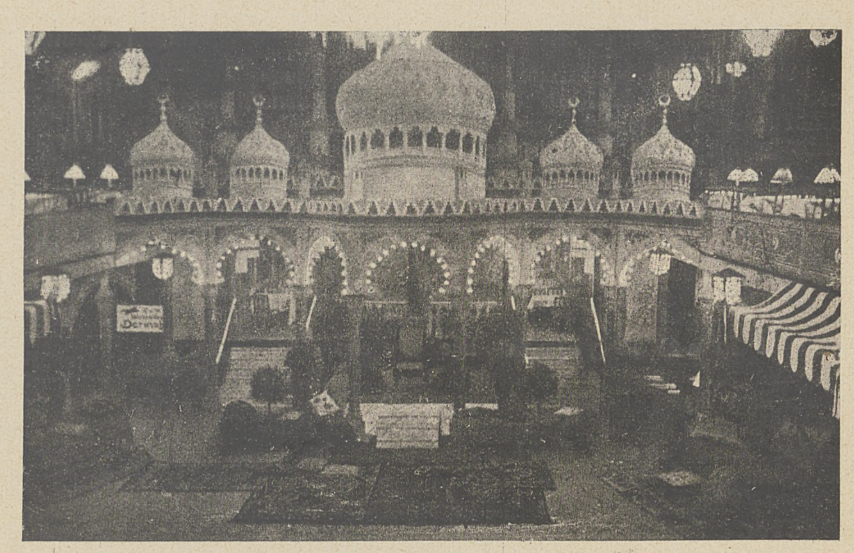
Photo R. Riemer.

es sonst bei Liebhaber- und Dilettantenbühnen der Fall ist. Von ernsten Werken seien genannt: „Maria Stuart" von Schiller, „Johannisfeuer" von Sudermann, „Der Strom" von Max Halbe, „Don Carlos" von Schiller, „Der Weibesteufel" von Schönherr, „Der Erbförster" von Otto Ludwig, „Die Rabensteinerin" von Wildenbruch, „Das große Licht" von F. Philippi, „Kabale und Liebe" von Schiller, „Die Menschenfreunde" von Dehmel, „Die Frau von 40 Jahren" von Sil-Vara, „Der dreizehnte Stuhl" von Bayard Veilles u. a. m. An wertvollen Lustspielen seien erwähnt: „Minna, von Barnhelm" von Lessing, „Der Biberpelz" von Gerhard Hauptmann, „Das Extemporale" von Sturm und Färber, „Liebfrauenmilch" von Ilgenstein, „Das Jubiläum von Arnold und Bach u. a. m. Selbstverständlich mußten auch leichtere und „leichtere" Schwänke gegeben werden, um einmal jedem Geschmack es recht zu tun und meistens auch aus dem Grunde, um die Kassa zu stärken. An musikalischen Werken wurden herausgebracht: „Die Schusterkomteße", kom. Oper von Alb. Mattausch, „Hänsel und Gretel", Märchenoper von Pumperdind, „Die schöne Galathee", Mytol. Oper von Fr. Suppé, und die Operetten „Der Vetter von Diegsda" von Künnecke, „Schwarzwaldmädel" von Jessel, „Die Frühlingsfee" von Corzilius, „Goldschmieds Töchterlein" von Hauptmann, „Die kl ine Sünderin" von J. Gilbert und „Die Frau ohne Kuß" von W. Kollo. —

Graudenz.



Szene aus „Kabale und Liebe" von Fr. Schiller (4 Akte).
Photo R. Riemer.



„Ein Märchen aus 1001 Nacht". (Ein Teil der Saaldekoration beim Theaterfest am Rosenmontag 1927.)
Photo R. Riemer.

Ferner veranstaltet die deutsche Bühne alljährlich zwei große Bühnenfeste und dies in erster Linie deshalb, um die sich aus den Aufführungen ergebenden Unterbilanzen zu decken. Zu Beginn der Saison wird das Oktoberfest gefeiert und in der Faschingszeit am Rosenmontag ein Maskenball arrangiert. Diesen Veranstaltungen liegen einheitliche künstlerische Ideen zu Grunde, nach welchen in Ausschmückung und Aufmachung das Ganze ausgebaut und tatsächlich zu einem sensationellen Erlebnis wird. Graudenz hat sich bereits durch diese Bühnenfeste einen klingenden Namen nicht nur in Pommerellen und Posen gemacht, sondern auch glänzenden Ruf im Freistaatgebiet der Stadt Danzig erworben. Aus Danzig, Posen, Bromberg, Thorn und der ganzen übrigen Gegend werden diese Feste der deutschen Bühne, die in Ausschmückung, Aufmachung und künstlerischen Darbietungen wirklich Einzigartiges bringen, frequentiert. Der große Saal mit den geräumigen Nebenräumen des Gemeindehauses reicht manchmal nicht aus, um alle Teilnehmer fassen zu können. Die Besucherzahl bewegt sich zwischen 1500—2000, ja der Höchstbesuch betrug 3000 Personen. — Die Abbildung zeigt die Dekoration und den Aufbau vor der Bühne am Rosenmontagfest 1927 unter der Devise: „Ein Märchen aus Tausend und einer Nacht".

Das diesjährige Spieljahr begann am 19. d. Mts. und brachte als Eröffnungsvorstellung „Emilia Golotti" von Lessing. Am 3. d. Mts. ging der Eröffnung das Oktoberfest voraus, diesmal als Zirkusfest gedacht und dementsprechend ausgestattet.

Apho.

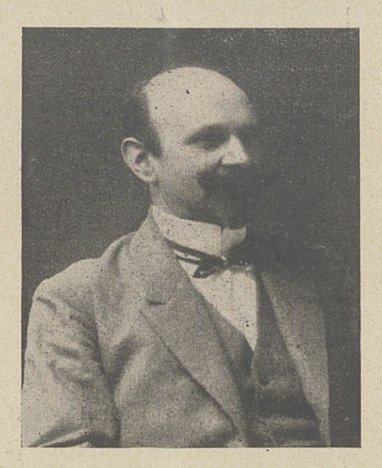
Musikleben in Posen und Pomerellen.

Die überaus starke Abwanderung der Deutschen aus Graudenz nach der Uebernahme der Stadt durch Polen, hat das Musikleben ebenfalls empfindlich getroffen. Von 6 Männergesangvereinen sind nur 2 erhalten geblieben: die „Liedertafel" und die „Melodia". Der erstere Verein wurde im Oktober 1862 gegründet und erklomm in kurzer Zeit eine bedeutende künstlerische Höhe, sodaß er bald dominierend im Musikleben der Stadt stand, welche Stellung er dank der energischen Führung seitens der jeweiligen Vereinsvorstände durch die ganze Zeit seines Bestehens inne hatte und auch heute noch inne hat. Anläßlich seines 50. Stiftungsfestes im Jahre 1912 wurde er durch die Staatsregierung mit der silbernen Staatsmedaille für seine hervorragenden Leistungen auf künstlerischem und kulturellem Gebiete ausgezeichnet. Die Melodia ist der jün-



Mittelschullehrer Bruno Skowronski,
Chormeister des M. G.-V. „Melodia".

gere Verein; er wurde im Februar 1903 ins Leben gerufen und verlor im Weltkriege von seinen 60 aktiven Mitglieder 48, die nicht mehr zurückkehrten, eine Zahl, die bei der Bundesgedenkfeier als die höchste der einzelnen Vereine festgestellt wurde. Während der Kriegszeit war er nicht tätig, während die „Liedertafel" noch genügend Mitglieder hatte, um ihre Proben weiterzuhalten und so sich dann mit ihren Konzertaufführungen hauptsächlich in den Dienst der Wohltätigkeit stellte. — Heute jedoch wäre es im Interesse der künstlerischen Leistungsfähigkeit der Vereine angezeigter, wenn sie sich vereinigen würden. Diesbezüglich sind auch in

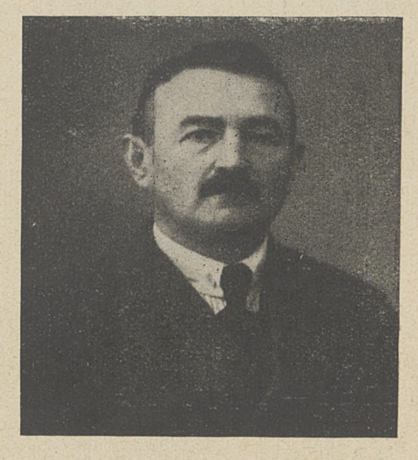


Rentier Alois Stuhldreer,
Vorsitzender des M. G. V. „Melodia".
2. Vorsitzender des Bundes dtsch.
M.-G.-V. Posen-Pommerellen.



Musikdirektor Alfred Hetschko,
Dirigent des M.-G.-V. „Liedertafel"
und der „Singakademie". Bundeschormeister d. Bundes dtsch. M. G. V.
Posen-Pomerellen.

dankenswerter Weise Bestrebungen vorhanden und es ist dringend zu hoffen, daß im Interesse der Allgemeinheit beide Vereine zusammen gehen würden, da sie damit nicht nur in Bezug auf die deutsche Einigkeit vorbildlich wirken, sondern in erster Linie einen größeren Klangkörper darstellen würden, der dann selbstverständlich eine intensive Arbeit entfalten könnte und somit hochwertigere künstlerische Leistungen zeitigen müßte. In den letzten Jahren ist nur die Liedertafel mit größeren Chorkonzerten vor die Oeffentlichkeit getreten und wird auch dieses Jahr wieder im November der Graudenzer Gesellschaft unter anderem ein großes Männerchorwerk „Das Herz von Douglas" von Heger bieten. Da es um die Orchesterverhältnisse in Graudenz recht traurig bestellt ist, hat der Verein auch dieses Mal wieder wie schon zu vergangenen grö-



Kaufmann Richard Hein,
Vorsitzender des M.-G.-V. Liedertafel.

ßeren Aufführungen, das ausgezeichnete Bromberger Symphonieorchester verpflichtet. —

Die Pflege des gemischten Chorgesanges wird von der Singakademie betrieben, die sich zu Oratorienaufführungen gewöhnlich mit der Liedertafel vereinigt. Die Singakademie stellt ferner den Chor für die kirchlichen Aufführungen in der evangelischen Kirche. Den deutsch-katholischen Kirchenchorgesang stellt der Caecilienverein.

Für erstklassige Solisten- und Künstlerkonzerte sorgt das Konzertbüro der Buchhandlung Arnold Kriedte.

———

Ist Reden eine Kunst?

Nein! Aber eine Fertigkeit die sich jeder aneignen sollte.

Die Fertigkeit des Redens, in früheren Zeiten fast Allgemeingut der Gebildeten, ist heute recht selten geworden. Glauben doch nur allzu viele, daß zum Redner ein angeborenes Talent gehöre, wie zum Sänger oder zum Schauspieler, daß Reden also eine Kunst sei, die man wohl ausbilden, nicht aber ohne besondere Veranlagung erlernen könne. Diese falsche Vorstellung wirkt hemmend und mancher, der wirklich etwas Kluges und Wertvolles zu sagen hätte, schweigt, weil er glaubt, nicht reden zu können.

Im Altertum und im Mittelalter — bis weit in die neue Zeit hinein — lernte man in der Schule reden, die

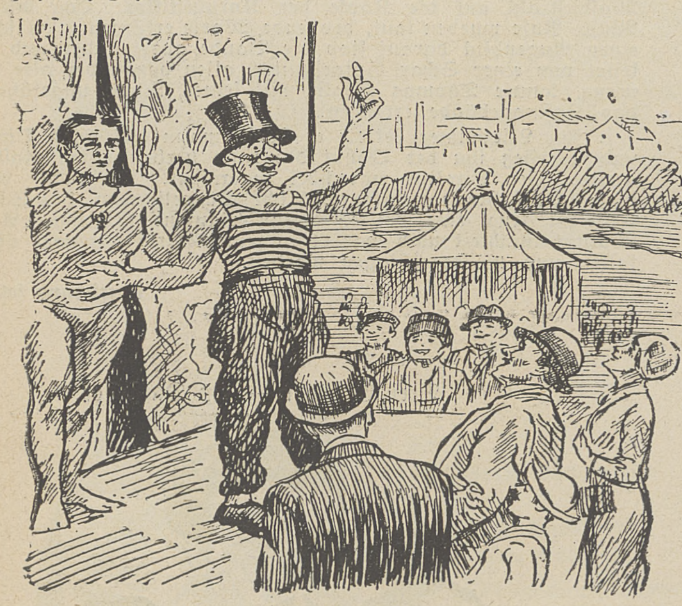


Der Wahlredner
braucht Pathos, Stimme und Überzeugungsgabe.

Oratorik oder Rhetorik war Lehr- und Prüfungsgegenstand. Man nahm mit Recht an, daß jedermann nicht nur imstande, sondern auch verpflichtet sei, sich ein gewisses Maß von rednerischem Können anzueignen.

Als Beweis dafür, was Wollen und Übung vermögen, wurde und wird immer noch Demosthenes angeführt. Er hatte eine schwere Zunge und eine schwache Brust, die ihn kurzatmig machte. Dennoch entschied er sich in seiner Jugend für den Beruf eines Redners. Bei seiner ersten großen Rede wurde er von den Zuhörern verlacht. Das schreckte ihn aber nicht ab, sondern spornte ihn im Gegenteil an. Dank energischer Übungen wurde er nicht nur ein guter, sondern der beste Redner des ganzen klassischen Altertums. Noch heute, wenn man einem Redner das höchste Lob spenden will, rühmt man ihm nach, er sei ein wahrer Demosthenes.

Die Schule der Neuzeit hat bedauerlicherweise die Rhetorik aus dem Lehrplan entfernt. Vielleicht geschah dies im Verlaufe der letzten hundert Jahre mit einiger Absicht: es gab ja lange Zeitspannen, in denen der Staatsbürger eigentlich „nichts zu reden“ hatte, die Kunst des Redens daher für überflüssig, wenn nicht gar für gefährlich gehalten wurde.



Der Schaubudenredner,
der durch seine drastischen Einladungen das Publikum erheitert.

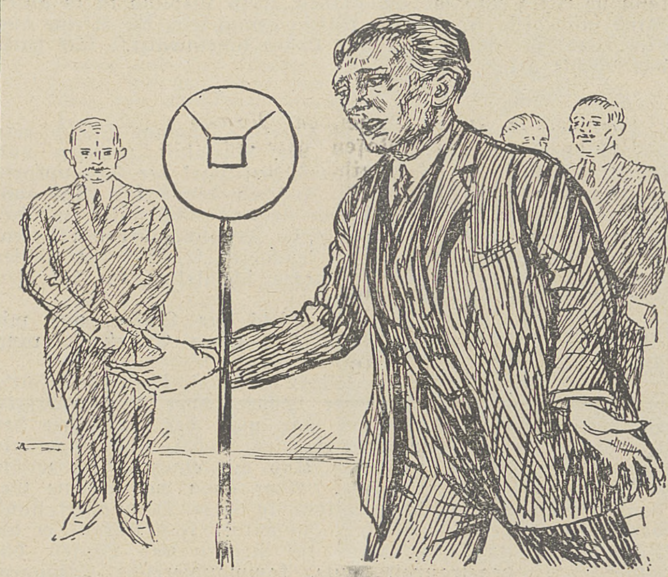
Als die Preß- und Redefreiheit wieder geschaffen wurde, dachte man wohl nicht mehr daran, diesen wichtigen Unterrichtsgegenstand wieder aufzunehmen, und so geschah es, daß diese edle Kunst aufhörte, Allgemeingut zu sein.

Muß der Durchschnittsmensch reden können?

Ja! Das Tempo der Zeit erfordert es heute. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold, sagt zwar ein altes und nicht ganz dummes Sprichwort. Doch Gold haben wir nicht mehr, Silber und Reden sind heute gangbare Münze. Der redegewandte Herr wird heute gesucht, nicht der schweigsame, und er macht seinen Weg im politischen, im wirtschaftlichen, im gesellschaftlichen Leben. Selbst Diplomaten, die es einst für die höchste politische Kunst hielten, zu schweigen, sie reden jetzt, reden, reden immerzu. Siehe: Konferenzen, Enqueten und Verhandlungen des Völkerbundes.

Doch, abgesehen von der Politik, auch in rein gesellschaftlichen Kreisen ist es oft ganz nützlich, bei geeigneter Gelegenheit einige zusammenhängende Worte in eindrucksvoller Weise sagen zu können. Alle Ereignisse des Familienlebens: Geburt, Einsegnung, Verlobung, Hochzeit, sie alle lassen sich durch eine kleine Rede gefühlvoller und feierlicher gestalten. Geburtstage und Jubiläen — sei es von Familienangehörigen, von Kollegen, Vereinsbrüdern oder Vorgesetzten —, sie bieten Anlaß, durch eine gutgeformte Ansprache sich angenehm bemerkbar zu machen.

Allerdings muß die Rede wirklich nett sein und sich von Entgleisungen freihalten. Auch wirkt es nicht gerade gut und angenehm, wenn der Sprecher mitten in seinen Aus-



Der Radioredner,
der darunter leidet, daß er sein Publikum nicht sieht.

führungen steckenbleibt. Er wird sich vor solchem Unfall am besten schützen, indem er sich stets vorher genau überlegt:

Wie rede ich und was rede ich?

Die Dauer der Rede muß dem Zweck der Rede entsprechen. Meist genügen fünf bis zehn Minuten, um Vieles, Bemerkenswertes, in erschöpfender Weise zu sagen. Freilich erfordert oft der Zweck eine wesentlich längere Rededauer. Namentlich im politischen Leben. Aufsehen erregten einst die Dauerreden des Abgeordneten Dr. Lechner, der während der österreichischen Reichsratssession 1897 zwölf Stunden lang sprach, und diejenige des deutschen Abgeordneten Antrick 1902 zur Zolldebatte, der acht Stunden hindurch das Wort behielt. Diese Rekorde sind seitdem längst gebrochen worden. Der amerikanische Präsidentschaftskandidat Lafollette sprach einmal achtzehn Stunden und ein Abgeordneter von Britisch-Kolumbien, de Kosmos, sogar 26 Stunden.

Gilt es jedoch nur, jemanden zu beglückwünschen, in einer Gesellschaft einige erheiternde oder bei traurigem Anlaß tröstende Worte zu sagen, dazu reichen fünf bis zehn Minuten vollständig aus, wenn man sich über das „Was“ vorher vollständig im klaren war. Dazu bedarf es aber einer kurzen Vorbereitung. Man notiere sich zweckmäßig in Stichworten — Telegrammstil — das Wichtigste, was man zu sagen beabsichtigt, und zwar auf einzelne kleine Blätter. Die ordnet man in der Reihenfolge, in der man die schriftlich festgehaltenen Gedanken vorbringen will. Auch ein gewisser harmonischer Aufbau ist vonnöten. Nach der Einleitung strebe man eine Steigerung an, die zum Schlußeffekt hinführt. Man stelle also die Notizen so lange um, bis man die wirkungsvollste Stufenleiter erzielt hat.

Die Stichworte kann man in der festgelegten Reihenfolge auswendig lernen, man kann sich aber auch den ganzen Gedankengang aufschreiben und den Papierstreifen hinter dem Hut, vor sich auf dem Teller oder sonst an passender Stelle bereit halten, um mit einem kurzen Blick stets den Faden festhalten zu können.

Man mache stets vor der Rede zu Hause eine kleine Probe nach der Uhr. Dann weiß man genau, welche Zeit die vorgesehene Ansprache erfordert, und hat noch Gelegenheit entsprechend zu kürzen. Das geschieht am einfachsten dadurch, daß man diejenigen Stichworte und Zettel, die nicht gerade unbedingt notwendig sind, einfach entfernt. Man wird sich wundern, wie leicht und schön sich auf diese Weise z. B. eine Zehnminutenrede zusammenbauen läßt. In Maschinenschrift dürfte sie etwa vier Seiten (zu je dreißig Zeilen) nicht wesentlich überschreiten.

In der Kürze liegt die Würze.

Man bedenke: Wenn in einer politischen Versammlung jeder Diskussionsredner mehr als zehn Minuten in Anspruch nähme — gewöhnlich wird die Redezeit sogar mit fünf Minuten festgesetzt —, wie lange eine solche Versammlung dauern würde? Denn mehr als ein Dutzend werden sich wohl in den meisten Fällen zu Wort melden. Und wenn bei einer Hochzeit jeder Festredner — die Schwiegerväter, die Onkels, der Bräutigam, dessen Freunde — etwa eine halbe Stunde lang sprechen würde, man käme nicht zum Essen, nicht zum Trinken und nicht zum Tanz, der doch schließlich auch zu einer richtigen Hochzeit gehört.



Der Megaphonredner
tritt bei Massenveranstaltungen in Aktion.

Man spreche recht langsam, aber weder zu laut noch zu leise. Man darf die Ohren der Zuhörer weder zu sehr anstrengen noch sie beleidigen. Man spreche deutlich und klar. Schön abgewogene Gesten unterstützen wirksam den Vortrag.

Auch beim Reden macht erst Übung den Meister. Man fange mit kleinen kurzen Reden in vertrautem Kreise an, am besten in Gegenwart eines kundigen und kritischen Freundes, der nachher auf die Fehler im Sprechen, in den Bewegungen, im Satzbau aufmerksam macht. Nur keine Empfindlichkeit! Kritik tut not und ist der beste Lehrmeister. Erst allmählich wage man sich an größere Aufgaben heran und schon nach kurzer Zeit wird man bei gutem Willen merken, daß es nicht nur geborene, sondern auch gelernte Redner gibt, daß also die in der Einleitung aufgeworfene Frage, ob Reden eine Kunst sei, zutreffend beantwortet ist: Nein, aber eine Fertigkeit, die sich jeder aneignen sollte.

Dr. Schidlof.



Der Hochzeitsredner, dessen Worte von Herzen kommen und zu Herzen gehen.

Thomas Hüglins Sonnenflug

Roman von Karl Gauchel.

Es war ihr als käme aus seiner warmen Hand ein Strom liebenden Trostes.

Hans Westermann aber steht ihnen gegenüber, bleich, verstört, mit gefurchter Stirn und fest zusammengepreßten Lippen. War bis jetzt noch ein Funken der Hoffnung in ihm, Käthe dennoch für sich zu gewinnen, jetzt verglomm auch der. Die Großmutter ließ ihn fallen. Er hatte den verhaßten Feind brüskieren, rechtlos machen wollen, aber die zitternden Hände der Greisin hatten den Schlag aufgefangen und auf sein Haupt zurückgelenkt. Er hatte verspielt. —

Beim Scheiden der Januarsonne trugen sie Friedrich Anton Moseler zu Grabe.

* * *

Als Thomas Hüglin einige Stunden später die Frauen verließ und nach Bonn zurückkehrte, lastete der Ernst des Erlebten mit schweren Gedanken auf seiner Seele. Sinnend schritt er durch die festlich beleuchteten Straßen, in denen heute an Kaisers Geburtstag eine fröhlich gestimmte Menschenmenge auf- und niederwogte. Der Platz vor der Universität war bunt von Mützen. Taghell beleuchtete das Licht der Fackeln die Szene. Schläger blitzten auf, farbige Pikeschen wogten durcheinander. Und inmitten des Gewühls das Prasseln, Knistern der zusammengeworfenen Fackeln. Hoch lohten die roten Flammen empor zum nächtlichen Himmel. Und mächtig, vielstimmig, brausend erklang die alte, feierliche Studentenweise:

„Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus.'

Da reckte auch Thomas Hüglin sich empor und blickte steter hinaus in die Weite. Ja, das war das rechte, bestimmende Wort. „Laßt uns, die wir noch die Jungen sind, uns des Lebens freuen." Fest und fröhlich im Kampfe stehen, stark und voller Gottvertrauen, die Pflicht im Leben tun, das ist das einzig Rechte. Und eine ehrliche Freude in unser Leben tragen. Seine Gestalt straffte sich, in die dunklen Augen trat ein helles Leuchten.

So schritt er dahin durch die stiller gewordenen Straßen der Stadt seiner Wohnung zu. Er dachte an Käthe, dachte an die winkende Zukunft, und sein Herz hatte all das Trübe hinter sich geworfen und öffnete sich in heißer Sehnsucht den kommenden lichten Tagen.

Oben auf der Rheinluft saßen die beiden Frauen beieinander in leisem, flüsterndem Gespräch. Und auch in ihren Schmerz hinein klang ein fernes Stimmchen des Hoffens, leise, ganz leise.

Da fand die alte Frau auch ihre gläubige Zuversicht wieder und innig und getrost klang es von ihren Lippen: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln." —

14. Kapitel.

Des Winters Kraft war gebrochen. Feucht und milde fegten die Südwinde über das Rheintal und der grüne Strom trieb auf seinem mächtigen Rücken gewaltige Schollen Eis dem Meere zu. Wie dumpfes Stöhnen klang es über der Tiefe, wenn die schweren ungefügen Massen sich aneinander rieben, knirschend und splitternd. Mit wilder Wut drängten sie sich an die Brückenpfeiler, türmten sich, lagerten sich und ließen nicht locker. Aber trutzig und fest, wie für Ewigkeiten gebaut, ragten die mächtigen Streben empor und wankten und wichen nicht.

Und noch milder, wärmer wurden die Lüfte, schon wagte sich lächelnd die Sonne hervor, da hielt der Winter nicht länger stand. Wenige Tage nur noch, und der Rhein war frei von Treibeis, und eine Woche später fuhr schon wieder stolz und majestätisch der erste Schleppdampfer zu Berg.

Langsam kam neues Leben in die Natur. In den Vorgärten der Villen blinzelten scheu der erste Krokus, die ersten Schneeglöckchen aus dem schützenden Moos hervor, und dann begannen leise und heimlich die Knospen an den Bäumen zu schwellen.

Ostern stand vor der Tür. Der große Auferstehungstag allen Lebens war angebrochen.

Thomas Hüglin war in diesen vergangenen Wochen auf Haus Rheinluft heimisch geworden. So oft nur eben seine Zeit es erlaubte, fuhr er herüber, um die beiden Frauen zu besuchen und — ihrem Wunsche folgend — die Hinterlassenschaft Meselers zu ordnen. Das war keine leichte Arbeit; die Verhältnisse lagen so unglaublich verworren, wie es eben nur bei der sorglos draufgängerischen Lebensart des alten Herrn möglich sein konnte.

Auch Rechtsanwalt Schüller, der langjährige Rechtsbeistand Moselers, war nur bezüglich jener Vermögensteile informiert, die in seine Hand gegeben waren, eine ganze Menge anderer geschäftlicher Transaktionen hatte der Alte ohne seine Hilfe abgewickelt, und die Aufstellung eines Vermögensabschlusses verursachte somit unendliche Mühe und brauchte reichlich Zeit.

Wie wenig der alte Moseler den eigentlichen Stand seines Vermögens erkannt hatte, ergab dann der Schluß. Freilich über ein Drittel war bei der Mißwirtschaft der letzten Jahre verloren gegangen, aber der Rest war noch groß genug, um den beiden Frauen ein behagliches, sorgenfreies Leben gestatten zu können. Thomas Hüglin machte ihnen den Vorschlag, das große zur Rheinluft gehörende Areal zu verkaufen, da eine rationelle Bewirtschaftung einer vollen, ernsthaft zugreifenden Kraft bedurft hätte. So behielten sie denn nur das Herrenhaus und den Park.

Am Ostertage legte Frau Agnete dann endlich Käthes Hand in die Hüglins, und unter ihrem feierlichen Segensspruch feierten die beiden jungen Leute in aller Stille und Zurückgezogenheit ihre Verlobung. Es war ein tiefes, traumhaftes Glück, das in ihnen wohnte, als sie nun, nach monatelangen Wirren und Kämpfen, endlich vereint im friedlichen Erkerzimmer der Greisin saßen. Und auch auf Frau Agnetes Gesicht lag es wie das Leuchten glückhafter Jugend, und ihre klaren, ungetrübten Augen schauten heiter empor zu dem Bilde ihres Wolfgangs. Sie hatte Thomas kennen gelernt in schweren Tagen, und ihr altes Herz füllte die selige Gewißheit: „Jetzt kann ich ruhig und sorglos sterben, mein Liebling ist in guter Hand, und diese Hand wird kräftig genug sein, die Steine aus dem Wege zu räumen, die das Leben hineinwälzt." Sie hatte das Rechte getan.

* * *

Es war in der Woche nach Ostern. Thomas Hüglin war abends bei den Frauen auf der Rheinluft gewesen und schritt jetzt, kurz vor elf Uhr, durch den Park der Seitenpforte zu, von wo aus der kürzere Fußweg direkt ins Tal zum Bahnhof führte. Die Nacht war ungewöhnlich milde und der junge Mann trank die reine, herbe Frühlingsluft mit tiefen, atmenden Zügen. Dort unten leuchteten friedlich die Lichter des Städtchens, über dem Strome schaukelten die farbigen Signallaternen der Schleppkähne.

Da flog unwillkürlich sein Blick zur Linken, und mit einem Male stockte sein Fuß. Ein jähes Entsetzen sprang ihn an.

Dort, wo er in der Dunkelheit die Louis-Ferdinand-Hütte vermutete, lag ein blutroter Schein über den nächtigen Himmel gegossen. Aber das war nicht der Schimmer der Hochöfen, das stieg auf, wie feurige Nebel, und ungefügte Flammen loderten dazwischen. Und mit einem Male wußte er: Großfeuer auf der Hütte. Aber schon waren seine Gedanken gesammelt. Klar, greifbar in ihrer Deutlichkeit stand vor seinen Augen die Pflicht. In wilder Hast stürmte er die Höhe hinab ins Dorf. Dort ein Rennen und Laufen, dazwischen Pferdegetrappel, laute, kommandierende Stimmen.

Aber schon war Hüglin auf den Wagen, der die Spritze trug, gesprungen, riß mit wortloser Gebärde dem Führer die Zügel aus den Händen, und gleich darauf donnerte das Gefährt in wilder Flucht über das spitzsteinige Pflaster der Dorfstraße.

Erstaunt, entrüstet drang der Mann auf ihn ein; er ließ die Zügel nicht locker, nicht mit einem Blick streifte er den anderen. „So, Sie sind es, Herr Direktor! Na, dann man jäh!" Gleichzeitig setzte er sich nieder, er wußte: „Der da, der hielt die Zügel mit fester Hand, der tat, was er wollte und setzte sich durch." Deswegen hatte er keine Sorge. Und die Gäule gaben her, was sie hatten; wie Gespenster flogen die Chausseebäume vorbei, in noch nicht ganz zwanzig Minuten tauchten die ersten Gebäude der Hütte vor ihnen auf.

Thomas Hüglin lenkte zur Haupteinfahrt hin. Dort warf er dem Führer die Zügel zu und sprang vom Wagen herab.

Die Brandstätte lag jetzt offen vor seinen Augen, und erleichtert aufatmend sah er: das war nicht die Hütte, die brannte, und die furchtbare Gefahr, an die er zuerst mit Entsetzen gedacht hatte; ein Überspringen des Feuers auf den Sprengkörperschuppen oder die Maschinenhäuser stand nicht zu befürchten.

Aber etwas anderes trat jetzt mit schaudererregender Gewißheit plötzlich vor seine Seele. Es war das Wohnhaus Westermanns, das in Flammen stand, und dieser Brand, der kam nicht von ungefähr, das war Menschenwerk. Brandstiftung. Und jetzt fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, er hörte in seiner Brust wieder, was er damals auf dem Werke so oft gehört und doch nie ganz erfaßt hatte. Er sah wieder die drohenden, haßerfüllten Blicke, die dem Direktor gefolgt waren, und nun wußte er: Hier hatte die Rachsucht, hier hatte die getretene Menschenseele gewüstet. Die Verblendeten! Gegen sich selbst wüteten sie, aber sahen sie es denn ein? Da kochte der Zorn in ihm auf, und mit wenigen Sprüngen stand er mitten zwischen den Leuten, die mit finsteren Gesichtern untätig die Brandstätte umlagert hielten.

Und laut das Prasseln und Lärmen übertönend, erklang seine Stimme: „Hand angelegt, Leute, wer ist solch ein Lump, daß er müßig dastehen und anderer Menschen Not ansehen kann?"

Aber die Hände regten sich nicht; ein drohendes Murren raunte durch die Menge, und aus dem Hintergrunde tönte es verbissen: „Laß ihn doch verbrennen, den Schubjak, den Leuteschinder; meinst du, wir wüßten nicht, daß er dich gekreuzigt hat, genau so wie uns?"

Hüglin wandte sich zähneknirschend ab. Er wußte: die da, die hoben keine Hand zur Hilfe. Vor dem Hause mühte sich der Löschzug des Werkes, aber es schien Hüglin, als sei ihre Arbeit nur Scheinhilfe und lässiges Tun.

Mit erhobener Faust sprang er den Schlauchführer an: „Niedriger mit dem Wasserstrahl, in die Flammen hineinhalten!" Widerwillig und zögernd kam der Mann dem Befehle nach. Empört wandte sich der Ingenieur an den Brandoffizier. Der zuckte die Schultern: „Es ist nichts anzufangen mit den Leuten. Die Erbitterung ist zu groß, ich habe mein Möglichstes getan, aber — der Haß ist stärker als ihr Pflichtgefühl." — „Wo ist der Direktor?" Aufgeregt, heiser rang sich die Frage von Hüglins Lippen. Und wieder das Achselzucken. „Das weiß keiner, vermutlich noch drinnen!"

Da riß der junge Mann eine Axt vom Boden und sprang gegen die Tür. Aber die starken Eichenbohlen hielten stand. Und wieder sausten die wuchtigen Hiebe gegen eines der Fenster im Erdgeschoß. Der Rahmen sprang auf, Glassplitter klirrten auf den Boden des Zimmers. Mit einem Sprung stand Hüglin in dem dunklen Raum, die Axt immer noch in den Fäusten. Durch Qualm und Rauch tastete er sich durchs Treppenhaus, die Treppen hinauf, überall die Fenster aufreißend. Aber von dem Gesuchten keine Spur. Nun stand er in Westermanns Schlafgemach. Und wieder zurück zum Arbeitszimmer. Schon schwelte unter seinen Füßen die Treppe. Und er stand und rüttelte an der Tür. Verschlossen! Schon hob er die Axt, da streifte seine Hand das Schloß. Der Schlüssel steckte — draußen. Hüglin knirschte mit den Zähnen. „Elende Verbrecherbande". Aber Zeit war nicht zu verlieren. Schwer hob sich die Tür zurück.

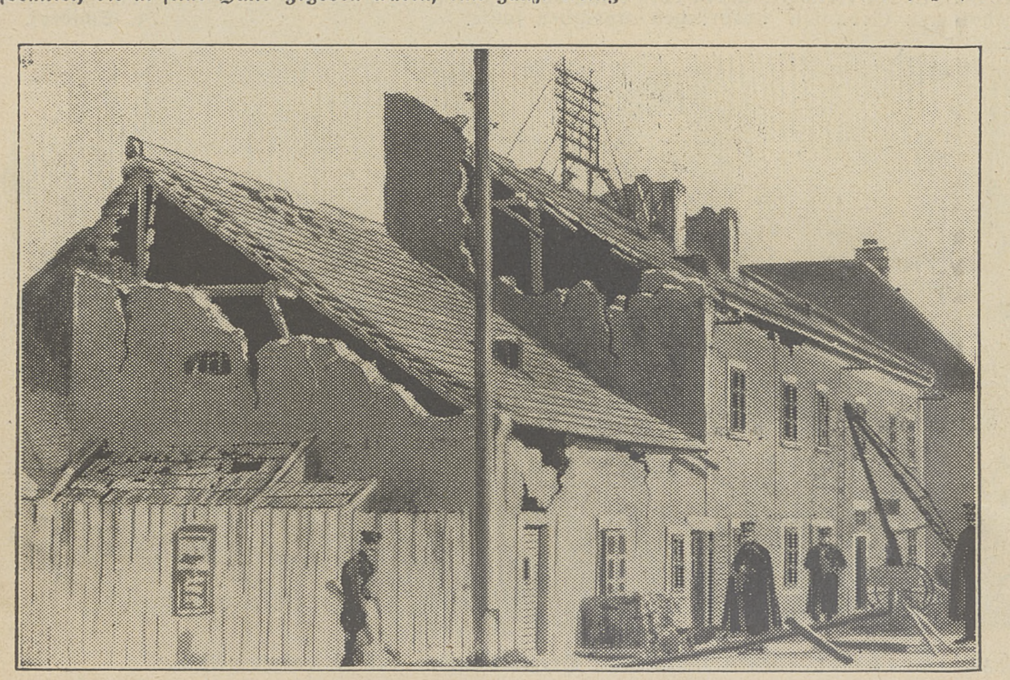
Und dahinter, dicht an der Schwelle, lag bewußtlos Hans Westermann. Hüglin ließ die Axt sinken und lud den schweren, leblosen Körper auf seine Arme. Und wieder ging's tastend und keuchend durch den dunklen Flur, dem Ausgang zu. Diesmal etwas besser als zuvor, der beißende Qualm verzog sich in breiten Schwaden durch die geöffneten Fenster.

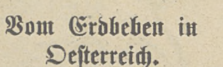
Dann stand er, schwer atmend, mit rauchgeschwärztem Gesicht, die Kleider angesengt und zerrissen, immer noch den bewußtlosen Körper auf seinen Armen, draußen auf der Freitreppe. Einen Augenblick schloß er die schmerzenden Augen, zu grell traf ihn das Licht der Laternen und der Schein des Feuers, der den weiten Platz füllte.

Und in diesem Moment, kein Mensch wußte, woher es kam, krachte ein Schuß, und dicht an Hüglins Ohr vorbei klatschte das Geschoß in das splitternde Holz der Haustür. Das gab ihm die Besinnung wieder, und gleichzeitig kam eine kalte, fast fröhliche Ruhe über ihn. Und indem er jetzt mit der schweren Last tastenden Fußes die Treppe hinabschritt, rief er dem Mann an der Spritze zu: „Kunert, drehen Sie doch das Ding gefälligst ein bißchen um, die Heißsporne können 'ne kleine Abkühlung gebrauchen." Mit diesem gemütlichen Tone hatte er das Richtige getroffen, die Nächststehenden lachten hell auf, und eine Sekunde später zischte der kalte Wasserstrahl auf die Köpfe der Unruhestifter. Das wirkte. Wüste Rufe wurden laut, drohende Worte ertönten, aber schon einen Augenblick darauf stob die Bande auseinander und geleitet von einer Schar Gutgesinnter, allen voran der alte Simons, konnte Thomas Hüglin mit seiner Bürde ungefährdet das Kasinogebäude erreichen.

Im Lesezimmer bettete er Westermann auf einen Diwan und überließ ihn der Obhut des rasch herbeigeeilten Kassenarztes. Der Direktor war übel zugerichtet. Der rechte Arm hing schlaff herab, zeigte erhebliche Schwellungen, das Schultergelenk trug eine breite, blutunterlaufene Strieme. Aller Wahrscheinlichkeit nach war er in seinem Arbeitszimmer überfallen und niedergeschlagen worden.

Fortsetzung folgt.





Vom Erdbeben in Oesterreich.

Straßenfront zerstörter Häuser in Schwadorf bei Wien.

Drei Gesichter — ein Darsteller.



Wissen Sie den Namen dieses Schauspielers? Sie haben ihn schon häufig im Film gesehen und werden ihn auch noch in manchen Filmen zu sehen bekommen.

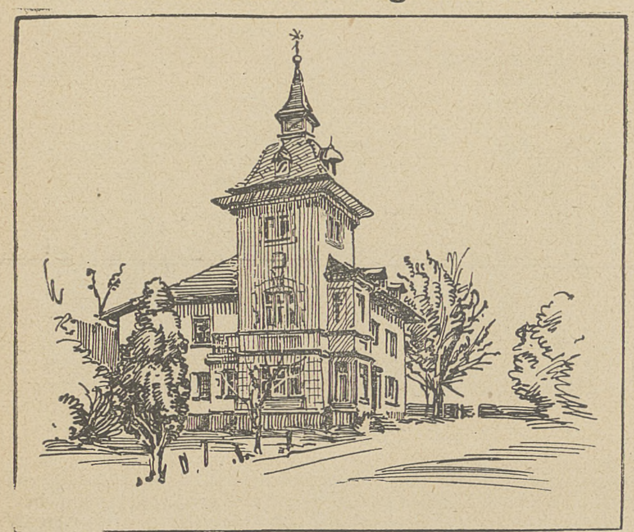
Wir wollen Ihnen einen Anhaltspunkt geben, um Ihrer Erinnerung nachzuhelfen: Es handelt sich um einen Metro-Goldwyn-Mayer-Star, der als Held und Liebhaber in dramatischen Filmen schnell die Zuneigung aller Kinobesucher gewonnen hat.

Die größte Christus-Statue der Welt.



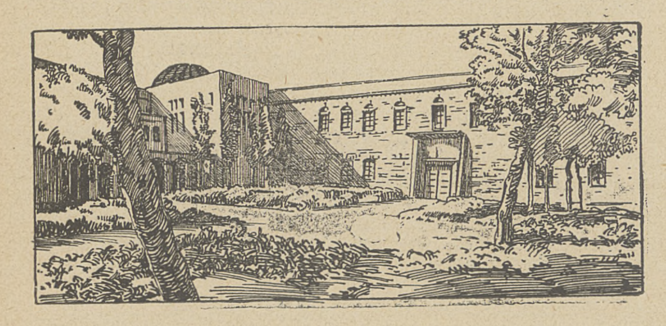
Die Statue wird demnächst auf dem Corecovado in der Bucht von Rio de Janeiro zur Aufstellung kommen. Sie stammt von dem Bildhauer Landowski. Eine Hand ist ungefähr 3 m lang.

Das Haus Scheffels als Museum für Vogelkunde.



In dem Hause des Dichters Joseph Viktor von Scheffel auf der Halbinsel Metinau am Bodensee wird die süddeutsche Vogelwarte ihre umfangreichen Sammlungen aufstellen.

Ein Teil der neuerstandenen hebräischen Universität in Jerusalem.





Ein Schönheitspreis von 35 000 Dollar für ein Pferd.

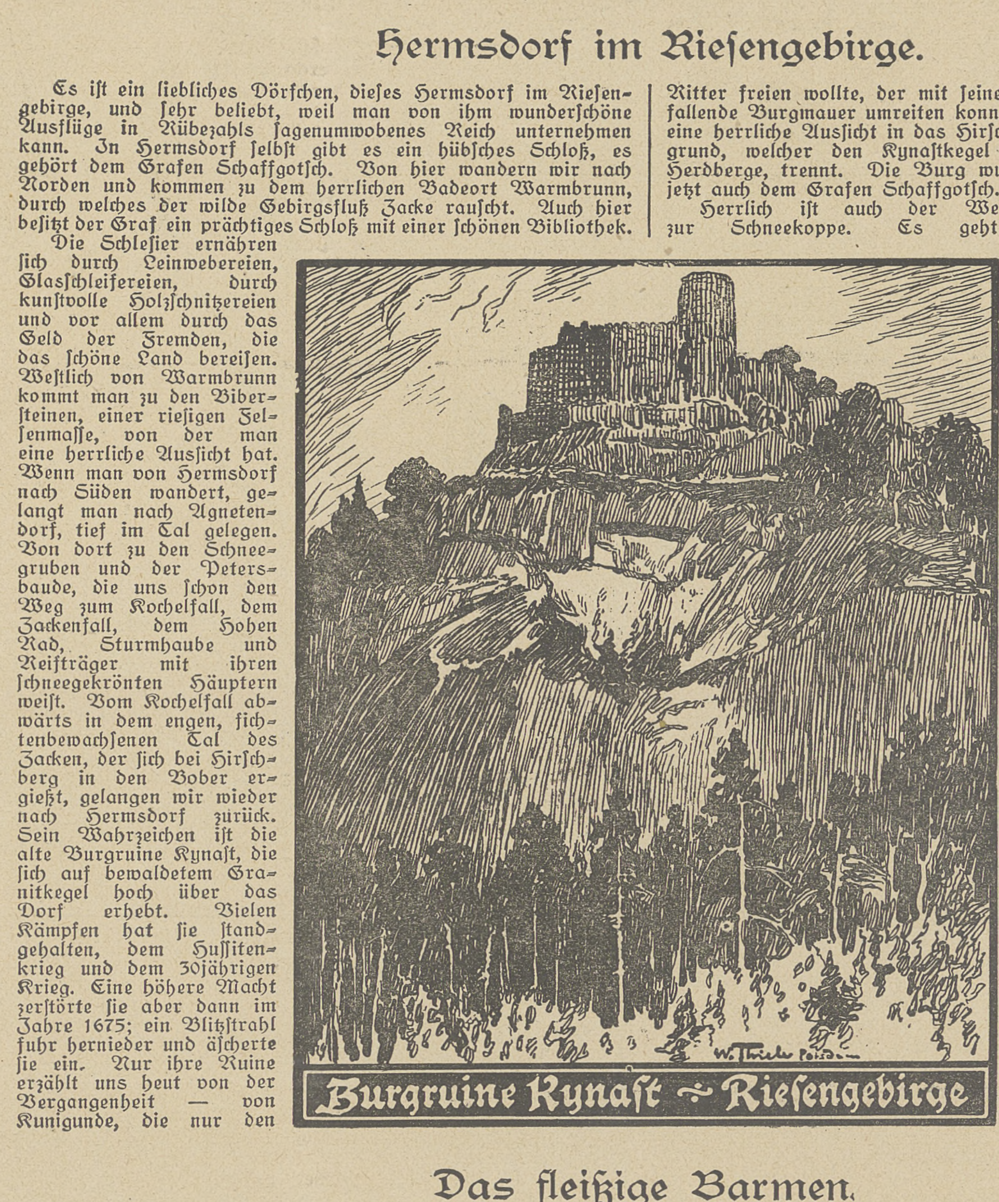
Die Filmschauspielerin Wilson mit ihrem arabischen Schimmel, der auf einer Pferdeschau in Kalifornien den Schönheitspreis von 35 000 Dollar erzielte.

Aus Deutschen Gauen.

Hermsdorf im Riesengebirge.

Es ist ein liebliches Dörfchen, dieses Hermsdorf im Riesengebirge, und sehr beliebt, weil man von ihm wunderschöne Ausflüge in Rübezahls sagenumwobenes Reich unternehmen kann. In Hermsdorf selbst gibt es ein hübsches Schloß, es gehört dem Grafen Schaffgotsch. Von hier wandern wir nach Norden und kommen zu dem herrlichen Badeort Warmbrunn, durch welches der wilde Gebirgsfluß Zacke rauscht. Auch hier besitzt der Graf ein prächtiges Schloß mit einer schönen Bibliothek.

Die Schlesier ernähren sich durch Leinwebereien, Glasschleifereien, durch kunstvolle Holzschnitzereien und vor allem durch das Geld der Fremden, die das schöne Land bereisen. Westlich von Warmbrunn kommt man zu den Bibersteinen, einer riesigen Felsenmasse, von der man eine herrliche Aussicht hat. Wenn man von Hermsdorf nach Süden wandert, gelangt man nach Agnetendorf, tief im Tal gelegen. Von dort zu den Schneegruben und der Petersbaude, die uns schon den Weg zum Kochelfall, dem Zackenfall, dem Hohen Rad, Sturmhaube und Reifträger mit ihren schneegekrönten Häuptern weist. Vom Kochelfall abwärts in dem engen, fichtenbewachsenen Tal des Zacken, der sich bei Hirschberg in den Bober ergießt, gelangen wir wieder nach Hermsdorf zurück. Sein Wahrzeichen ist die alte Burgruine Kynast, die sich auf bewaldetem Granitkegel hoch über das Dorf erhebt. Vielen Kämpfen hat sie standgehalten, dem Hussitenkrieg und dem 30jährigen Krieg. Eine höhere Macht zerstörte sie aber dann im Jahre 1675; ein Blitzstrahl fuhr hernieder und äscherte sie ein. Nur ihre Ruine erzählt uns heut von der Vergangenheit — von Kunigunde, die nur den Ritter freien wollte, der mit seinem Roß die schmale, steil abfallende Burgmauer umreiten konnte. Vom Burgfried hat man eine herrliche Aussicht in das Hirschberger Tal und den Höllengrund, welcher den Kynastkegel von seinem Nachbar, dem Herdberge, trennt. Die Burg wurde 1292 erbaut und gehört jetzt auch dem Grafen Schaffgotsch.



Herrlich ist auch der Weg über den Riesenkamm zur Schneekoppe. Es geht über Seidorf, Annakapelle und die Kräbersteine nach Brückenberg zu dem lieblichen Kirchlein Wang, welches Friedrich Wilhelm IV. aus Telemarken in Norwegen dorthin transportieren ließ. Die Kirche ist echt und stammt aus dem 12. Jahrhundert. Weiter auf herrlichem Waldwege mit entzückenden Ausblicken nach Rübezahls Kegelbahn über die Schlingelbaude und Hampelbaude, dann zur Riesenbaude am Fuß des Koppenkegels, von wo man steil zur Schneekoppe aufsteigt. Von ihrer ansehnlichen Höhe, 1599 m, hat man eine überwältigend schöne Aussicht über das Hirschberger Tal bis Breslau und Liegnitz, Hohe Eule und den Schneeberg und die Landeskrone bei Görlitz. Fast ein Schwindel erfaßt uns, wenn wir in den jäh abfallenden Riesengrund herabblicken, in dem tief, tief unten die Aupa wie eine silberfunkelnde Schlange rollt. Das Herz schlägt höher bei all der malerischen Schönheit dieser Bergwelt, soviel bietet sie dem Auge, daß man es gar nicht fassen kann und nur in tiefste Andacht versunken die schöne Gotteswelt mit entzückter Seele genießt. Man muß jauchzen und jubeln: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den läßt er ins Gebirge reisen, zum Herrn der Berge — Rübezahl!" — —

Helene v. Brockhusen.

Das fleißige Barmen.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß ein rechter Barmer mit Wupperwasser getauft sein mußte, damit etwas Ordentliches aus ihm wurde. Diese Sitte zeugt von der großen Heimatliebe der „Wuppertaler", wie man die Bewohner der Schwesterstädte Barmen-Elberfeld allgemein nennt. Draußen in der weiten Welt geben sie sich durch einen besonderen Pfiff bekannt. So fand ich in Leipzig, Berlin, Hamburg, auf der See und im Auslande Landsleute, die mit Wupperwasser getauft waren.

Heute ist das Wasser der Wupper in Barmens Grenzen nur mehr zum Gebrauch für industrielle Zwecke tauglich! Es schillert in allen Farben vom grellen Rot bis zum tiefen Schwarz und milchigen Weiß. Dieser chamäleonartige Farbwechsel der Wupper ist eine Folge der überaus vielen, dem Flusse anliegenden Färbereien. Die Barmer Textilwaren vom Schnürband bis zu den feinsten Spitzen und duftigsten Geweben haben Weltruf, und die annähernd 200 000 Einwohner Barmens leben von der Textilindustrie. Die Anfänge zu diesem Gewerbe liegen in der schon 1500 einsetzenden Verarbeitung des Garnes zu Lint (leinen Band) und leinen Tuch. Lange Zeit besaß die Stadt das „Garnnahrungs-Privilegium", das sie gemeinsam mit Elberfeld für die hohe Summe von 861 Goldgulden erkauft hatte, und das als Ausgangspunkt der ganzen industriellen Entwicklung des Ortes bezeichnet werden darf. Die Garnbleicherei auf den schönen Wiesen der vor Zeiten überaus klaren und schnellfließenden Wupper barg den Keim der heute so vielseitigen Wupperindustrie in sich. —

Schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts gab es rege Handelsbeziehungen zu den Niederlanden. Diese und die Einwanderung niederländischer Posamentierer erhob das Garn- und Bleichhandwerk zu hoher Blüte, und in der Folge ging man auch zum Färben der Garne über, um farbige Bänder, Spitzen, Litzen und Posamenten herzustellen. Später kam die Fabrikation von Bettzeugen, Siamosen, Seiden- und Samtbändern, von Kordeln, Hosenträgern und Gummiband — nicht zu vergessen Textilmaschinen für das In- und Ausland — hinzu. Alle diese Erzeugnisse sind auf dem Weltmarkt unter dem Namen „Barmer Artikel" bekannt und begehrt.



Die langgestreckte Stadt fand in dem engen Wuppertale wenig Ausdehnungsmöglichkeit und baute sich darum terrassenförmig die Berge entlang aus. So ist drunten ein endloses Gewirr von Fabriken und dampfenden Schloten von Werkstätten, Handelshäusern und Kontoren. An den Bergen aber bis auf die Höhen hinauf liegen sonnige Wohnhäuser und Villen, Gärten, Parks und herrliche Anlagen.

Die Enge des Tales war seit jeher ein großes endlich zur Not sich auswachsendes Verkehrshindernis, dem durch die vor einem Vierteljahrhundert erbaute Schwebebahn, der ersten und bedeutendsten der Welt, abgeholfen wurde. In 15 Kilometer Länge erstreckt sie sich über dem Wupperlauf als hohes, von schrägen Seitenstreben getragenes Eisengerüst, an welchem die wie große Autobusse hängenden Einschienenwagen verkehren. Eine Fahrt in dieser ebenso eigenartig wie kühn konstruierten Bahn ist ein wirklicher Genuß und jedem Fremden zu raten.

Das im Zauberschmuck der waldbedeckten Bergeshöhen liegende, erst seit stark hundert Jahren Stadtrechte besitzende Barmen ist in erster Linie Industriestadt, die zwar keine große Geschichte, aber um so mehr Arbeitslorbeeren aufzuweisen hat.

Otto Saure.

Forscherschicksal



In der Reihe der deutschen Forscher, deren Namen die Welt mit Ehrfurcht nennt, wird Wilhelm Filchner stets an erster Stelle stehen.

Die Zeit der großen Entdeckungen ist vorbei. Beinahe alle Weltteile, von einzelnen nicht sehr wesentlichen Gebieten abgesehen, sind wenigstens in ihren Grundzügen erforscht und wenn auch heute noch gelegentlich Expeditionen ausgesandt werden, so ist ihr Ziel die Erkundung von geographischen Einzelheiten. Allein die Ergänzungen, die die Erdkarte noch erfahren kann, sind nicht mehr allzu reichlich.

Noch im abgelaufenen neunzehnten Jahrhundert standen die Dinge anders: vornehmlich Afrika zog die Aufmerksamkeit unternehmungslustiger Forschungsreisender auf sich. Der dunkle Erdteil mit seinen Rätseln und Geheimnissen lockte kühne Männer zu mühseligen und entbehrungsreichen Reisen, die oft Jahre in Anspruch nahmen.

Aber das Geschlecht dieser heldenhaften Forscher ist noch nicht ausgestorben. Man hat erst unlängst Kunde von Wilhelm Filchner erhalten, der, unter recht wenig günstigen Verhältnissen und unter Verzicht auf staatliche Unterstützung, die ihm sehr wohl gebührt hätte, ausgezogen war, um nach Tibet vorzudringen. Die Nachrichten über Filchner widersprachen sich; zuerst hieß es, er sei mit einigen Reisegefährten ermordet worden, dann wieder wurde gemeldet, er sei noch am Leben. Diese Unsicherheit über das Schicksal des hochverdienten deutschen Forschers erklärt sich aus dem Umstande, daß mit den Gegenden, die er zuletzt aufsuchte, keinerlei, auch nur halbwegs verläßliche Verbindung besteht. Mit um so größerer Spannung hat man sein Schicksal verfolgt, als Filchner in der Geschichte der deutschen Forschungsreisen auf einem besonderen Blatt verzeichnet steht: War er doch Leiter einer erfolgreichen Expedition nach der südlichen Antarktik und dann hat er bereits vor 23 Jahren in Gemeinschaft mit



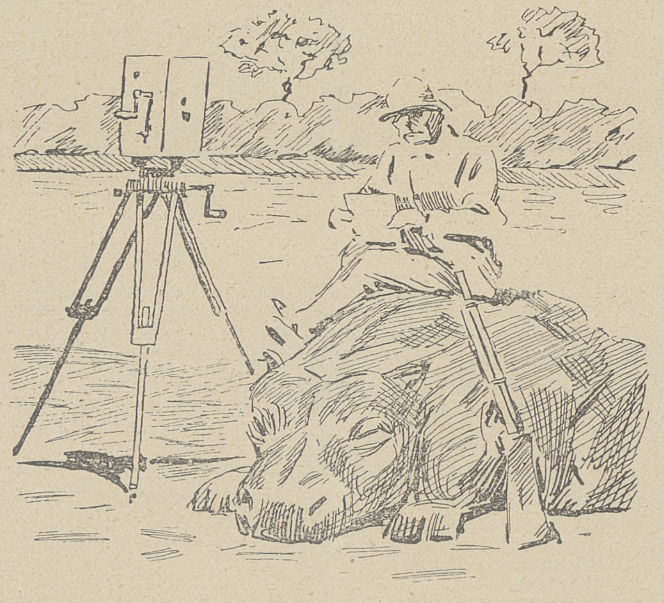
Karl Neufeld, der „Gefangene des Mahdi“, der zwölf Jahre hindurch unmenschliche Qualen erdulden mußte.

A. Tafel das Quellengebiet des Hoang Ho erforscht und äußerst wertvolle Ergebnisse mitgebracht.

Wechselvoll und reich an Leiden waren die Schicksale vieler deutscher Reisender in fernen Zonen, der Baumann, Schweinfurth, Barth, Rohlfs, Emin Pascha, Schomburgk, A. v. Wißmann, Slatin Pascha. Sie alle hatten fast ausnahmslos ihr ganzes Leben der Erforschung Afrikas gewidmet.

Der Hamburger Heinrich Barth, ursprünglich Philologe und Altertumswissenschaftler, begann mit Reisen im Becken des Mittelmeers und wandte sich hierauf dem Niltal zu. Nahe der ägyptischen Grenze, wo damals, etwa um 1850 herum, noch sehr unsichere Verhältnisse herrschten, wurde Barth von Räubern überfallen, vollkommen ausgeplündert, im Kampf schwer verwundet, und nur durch einen besonderen Glückszufall gelang es ihm, zu entkommen und sich nach Kairo in Sicherheit zu bringen.

Etwa um dieselbe Zeit unternahm Robert Hermann Schomburgk, der von Haus aus eigentlich zum Kaufmannsberuf bestimmt worden war, seine Reisen. Sein Tätigkeitsfeld war aber nicht Afrika, sondern Westindien und Südamerika; seine Verdienste wurden ganz besonders von der britischen Regierung gewürdigt, die ihn auch durch die Erhebung zum Ritter ehrte.



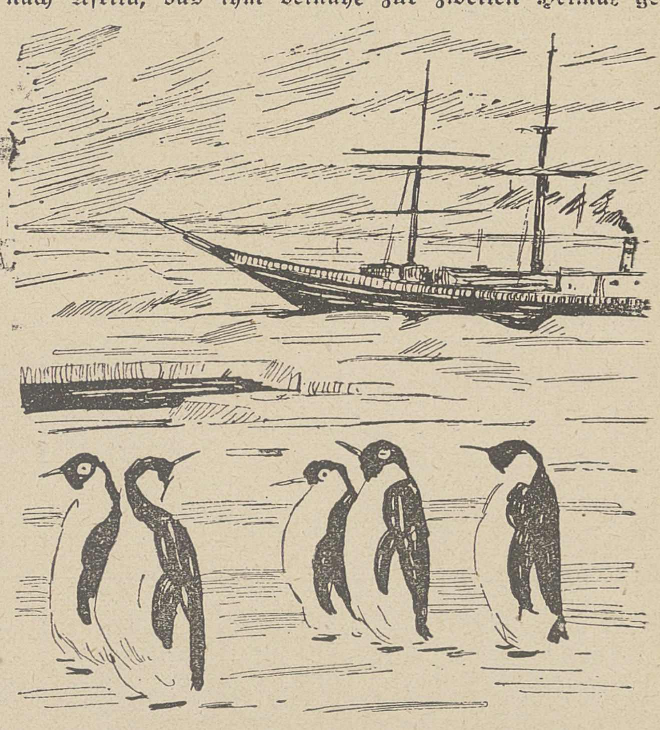
Hans Schomburgk, dem wir die herrlichsten Urwaldaufnahmen verdanken, auf Nilpferdjagd in Afrika.

Als Botaniker bereiste Georg Schweinfurth Nordafrika und entdeckte unter anderem das Zwergvolk der Aka-Aka. Im Jahre 1870, als er nach Khartum zurückkehren wollte und seinen Weg durch unbekannte Gebiete nehmen mußte, bei deren Durchquerung er unglaubliche Drangsale zu bestehen hatte, stieß ihm das Unglück zu, daß im Lager eine Feuersbrust ausbrach, die ihm seine Tagebücher und sämtliche Sammlungen zerstörte, so daß die Ausbeute dieser Expedition, trotz aller bestandener Schwierigkeiten, restlos verlorenging.

Wechselvoll waren die Schicksale des Afrikareisenden Gerhard Rohlfs, der Medizin studiert hatte, dann in französische Dienste trat, Feldzüge in Algier mitmachte und hernach, von Abenteuerlust getrieben, als Mohammedaner verkleidet, ganz Marokko durchstreifte und dem es gelang, als erster Europäer die Oase Tafilet zu erreichen. Auf der Rückreise wurde er dann als Europäer erkannt, von Eingeborenen überfallen und schwer verwundet. Es gelang ihm aber, französisches Gebiet zu erreichen und sich in Sicherheit zu bringen. Er unternahm dann noch zahlreiche Forschungszüge in Afrika und wurde zuletzt deutscher Reichskommissar in Sansibar.

Gemeinsam mit dem bekannten deutschen Afrikaforscher Hans Meyer, einem Enkel des Begründers der großen Leipziger Verlagsfirma, ging Oskar Baumann Ende der achtziger Jahre nach Ostafrika, um dort das Gebiet Usambara zu erforschen. Dabei geriet er in die Hände des Araberführers Buschiri, der ihn gefangennahm und ihn in Ketten legen ließ. In dieser unglücklichen Lage verbrachte Baumann Monate, wobei er ständig in Unsicherheit schwebte, ob er nicht am Ende doch noch getötet würde, da man ihn als Geisel betrachtete, die man nur gegen Zahlung eines entsprechenden Lösegeldes freigeben wollte. Schließlich wurde der ausbedungene Betrag erlegt und Baumann konnte in seine Heimat zurückkehren.

Einen besonderen Rang unter den deutschen Entdeckern nimmt Emin Pascha ein, mit dessen Erlebnissen sich seinerzeit jahrelang die Welt beschäftigte. Emin Pascha hieß eigentlich Eduard Schnitzer und studierte Medizin und Naturwissenschaften. Er verließ Deutschland, trat in türkische Dienste und verblieb in Afrika, wo er vorerst organisatorische Arbeit für die ägyptische Regierung leistete. Im Anschluß daran unternahm er Reisen und war bemüht, die Lücken in dem Routennetz, die die anderen Forscher gelassen hatten, auszufüllen. Im Frühjahr des Jahres 1883 brach aber der Mahdi-Aufstand aus. Emin Pascha war von Europa völlig abgeschnitten. Seine Lage verschlimmerte sich von Jahr zu Jahr, denn der Aufstand konnte nicht unterdrückt werden und man war über das Schicksal des Forschers völlig im ungewissen. Nach fünf Jahren fand ihn der englische Reisende Stanley und brachte Kunde von ihm. Emin Pascha konnte sich aber nicht entschließen, nach Europa zurückzukehren, wenigstens nicht für dauernde Zeit, ihn zog es immer wieder nach Afrika, das ihm beinahe zur zweiten Heimat ge-



Filchners „Deutschland“ im Polareis.

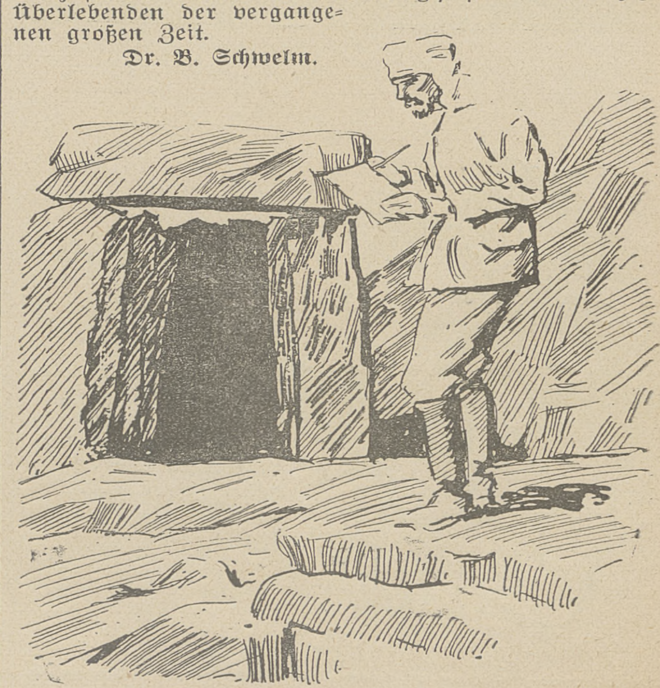
worden war. Bei einer Forschungsreise wurde er in Kanea ermordet. Allerdings wurde hernach dieses Verbrechen gerächt und auch Emin Paschas Tagebücher mit wichtigen Aufzeichnungen fand man und lieferte sie der deutschen Regierung aus.

Während des Mahdi-Aufstandes hatte auch ein anderer deutscher Forscher, nämlich Karl Neufeld, vielfältiges Ungemach zu erleiden. Er fiel in die Hände des Mahdi und wurde von ihm zum Tode verurteilt, dann aber begnadigt und in Gefangenschaft gehalten, die, von Foltern und Martern begleitet, zwölf Jahre dauerte. Bei der Eroberung Khartums durch den englischen General Kitchener fand er die Freiheit wieder.

Noch ein dritter deutscher Forscher wurde in den Mahdi-Feldzug verwickelt: Slatin Pascha, eigentlich Rudolf Freiherr von Slatin, der den Feldzug gegen den Sudan mitgemacht hatte, in Gefangenschaft geriet und sich nur dadurch vor dem Tode retten konnte, daß er zum Mohammedanismus übertrat.

Als einer der letzten jener Reihe von deutschen Forschern lebt heute noch in Berlin Leo Frobenius, zu dessen besonderen Verdiensten es gehört, im Gebiet des dunklen Erdteils vorgeschichtliche Funde ans Tageslicht befördert und auf diese Weise der historischen Wissenschaft unschätzbares Material geliefert zu haben. Er und Filchner, zu denen sich auch noch Slatin gesellt, der in Graz seinen Lebensabend verbringt, sind die einzigen Überlebenden der vergangenen großen Zeit.

Dr. B. Schwelm.



Leo Frobenius an einem vorgeschichtlichen Steinbau in Nordafrika.



General Heye (×), der Chef der deutschen Heeresleitung, vor seiner Abreise nach den Vereinigten Staaten, die er vor kurzem mit dem Hapag-Dampfer „Hamburg“ antrat Graudenz



Zur Hopfenernte. Ein Kapuziner in Mittelfranken sammelt für sein Kloster, von Haus zu Haus gehend, Hopfen Kester & Co.



Von der Goethefeier auf dem Brocken. Zur Erinnerung an die erste Brockenbesteigung Goethes vor 150 Jahren. Die Feier fand vor dem Wolkenhäuschen statt, das schon zu Goethes Zeiten da stand. Ein Bronzebildnis Goethes (siehe unten) wurde durch die Goethe-Gesellschaft enthüllt Photothek



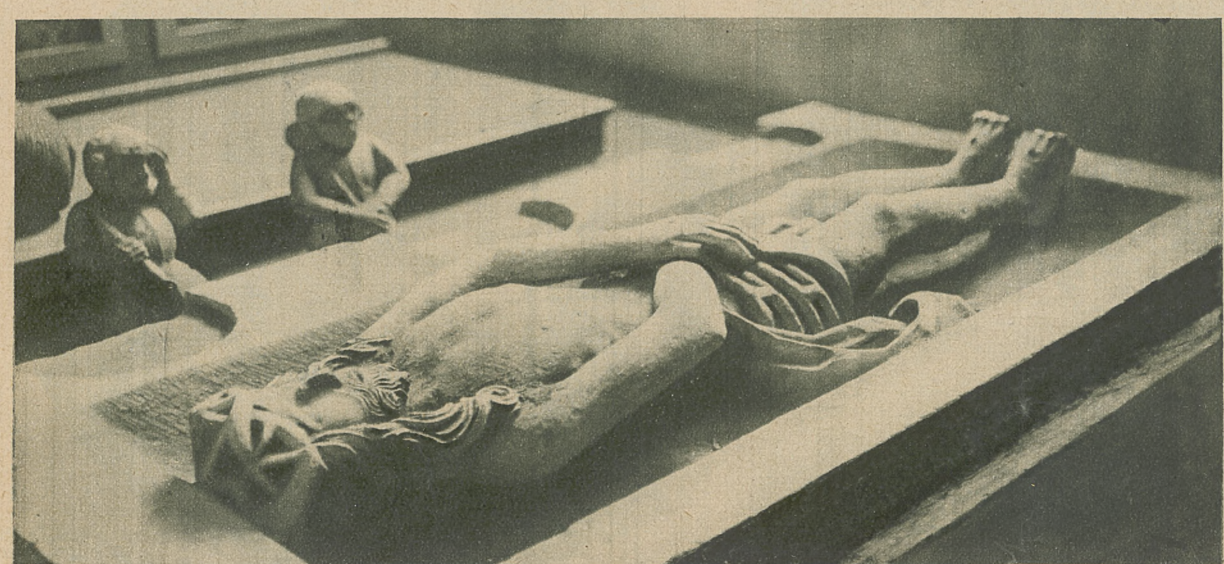
Jugendbildnis Goethes als Bronzeplakette an dem Wolkenhäuschen auf dem Brocken Photothek

Die Grundsteinlegung des deutschen Hygiene-Museums in Dresden fand kürzlich statt. Oskar von Miller, der Schöpfer des deutschen Museums in München, beim Hammerschlag Atlantic

Eine eigenartige Huldigung wurde unlängst dem Wahrzeichen Braunschweigs, dem mit einem Löwen gekrönten Denkmal Heinrichs des Löwen, zuteil. Ein dort weilender Zirkus baute auf Veranlassung des Verkehrsamtes der Stadt seinen Käfig lebendiger Löwen um das Denkmal herum auf. Ein Tierbändiger in der Tracht Heinrichs des Löwen leitete die Schaustellung Photothek



Der erste Postflug auf den Brocken. Das Flugzeug, das vom Flugplatz Braunschweig aufgestiegen war, warf über der Brockenkuppe die Postsäcke ab Atlantic



Ein kunstgeschichtlich wertvoller Fund wurde bei Ausschachtungsarbeiten an der Leonhardskirche in Frankfurt am Main gemacht. Es handelt sich um eine Figur aus dem 15. Jahrhundert, den Leichnam Christi darstellend. Es wurden dabei auch die beiden Engelfiguren (links auf dem Bilde) entdeckt Müller

Harzer Bergbau

Sonderbericht für unsere Beilage

von A. Friedrich

Bergbau- und Hüttenwesen des nordwestlichen Oberharzes sind mit seiner Geschichte untrennbar verbunden. Die Bedeutung dieses Gebietes liegt in dem Reichtum an Blei-, Silber-, Zink- und Kupfererzen.

Durch die Erzschätze hat dieses Harzgebiet anhaltend einen bemerkenswerten Einfluß auf die Gestaltung der deutschen Politik und Wirtschaft ausüben können. Jahrhundertelang haben die Goslarer und Oberharzer Bergwerke bedeutende Beträge abgeworfen, die zur Stärkung des Ansehens der deutschen Herrscher dienen konnten. Daher ist es auch zu verstehen, daß Otto I. dem Goslarer Bergbau besondere Beachtung schenkte, da dieser seine wichtigste Einnahmequelle war. Neben seinen Nachfolgern wurde das Goslarer Gebiet für Barbarossa von besonderer Bedeutung. Durch den Lombardenaufstand hatte er seine italienischen Einkünfte größtenteils verloren, und so mußte er bestrebt sein, alle seine Besitzungen in Deutschland zusammenzuhalten. Heinrich der Löwe, der u. a. 1152 bereits das Goslarer Bergwerksgebiet mit als Lehen von Barbarossa vorübergehend erhalten hatte, konnte und wollte auf diese reiche Geldquelle, die „so große Macht ausstrahlte", nicht verzichten, da er sie zum Zusammenhalt und inneren Ausbau seines großen Reiches brauchte. Und als er im Winter 1175 erneut die Belehnung mit Goslar als Lohn für seine Heeresfolge gegen die Longobarden verlangte, lehnte dieses Barbarossa ab, worauf Heinrich ihm die Hilfe verweigerte. Verfolgen wir die deutsche Geschichte weiter, so sehen wir, daß sich zu keiner Zeit die Machtentwicklung des deutschen Kaisertums so ausschlaggebend auf den Harzer Bergbau gestützt hat, wie zur Zeit der Sachsen- und Frankenkaiser, von Otto I. bis Heinrich IV.



Erzförderung. Bergleute fördern die Erze von der Abbaustelle durch die Strecke im Förderwagen, auch „Hunt" genannt, nach dem Schacht. Neben dem Wagen ist ein abgebauter Hohlraum durch taubes Gestein ausgefüllt



Streckenausbau
Im lockeren Gestein müssen Strecken und Grubenräume durch Verzimmerung, Mauerung oder Betonausbau vor dem Zusammenbrechen gesichert werden. Bergleute bei der Verzimmerung eines Grubenraumes

Erzförderung
Durch die elektrische Grubenbahn werden die Förderwagen an den Schacht gebracht

Die Erze des Oberharzes finden sich auf Lagerstätten, die man als Gänge bezeichnet. Neben den Erzen, die nutzbares Metall ergeben, kommen als Gangarten im Nebengestein der Grauwacke und des Tonschiefers Quarz, Kalkspat, Schwerspat und Spateisenstein vor. — Die Aufgabe des Bergmanns besteht darin, das nutzbare Erz aus dem Gange zu gewinnen. Von den senkrechten Schächten werden wagerechte Strecken nach dem Erzgang getrieben. Der Abbau des Ganges geschah früher mit „Schlägel und Eisen", auch durch „Feuersetzen" wurde besonders festes Gestein mürbe gemacht. Bereits seit 1630 wurden im Oberharz die Erze mit Sprengen durch Pulver gewonnen; heute geschieht es ausschließlich mit Dynamit. Eine Hauptarbeit des Bergmanns bildet die Herstellung der Bohrlöcher. Früher geschah dies mittels Handbohrers und Fäustels; heutzutage wird nur noch die Bohrmaschine benutzt. Ist „vor Ort", wie es in der Bergmannssprache heißt, ein Satz Löcher fertiggebohrt, dann werden die Bohrlöcher mit Dynamit besetzt, und es wird gesprengt. Schon in der Grube findet eine rohe Scheidung der Erze vom nutzlosen Gestein statt, letzteres wird zum Ausfüllen der entstandenen Hohlräume benutzt.

Das erzhaltige Gestein wird in Förderwagen, auch Hunte genannt, auf Schienen zum Schacht geschoben und auf der „Förderschale" zu Tage gebracht. In sehr eigenartiger Weise fand bis um die Wende des Jahrhunderts die Förderung mit großen Lastkähnen, die in einer schiffbaren Wasserstrecke (ein wasserabführender Stollen 300 Meter unter Tage) liefen. In jedem Schiff wurden drei bis vier je 0,8 Kubikmeter fassende Erzkästen zum Schacht gefahren. Oben an der Decke war ein gespanntes Drahtseil angebracht, an dem ein Bergmann den gefüllten Kahn entlang zog. Unsere moderne Zeit, die Arbeitskräfte sparen will, hat dieses Idyll der Vergangenheit preisgegeben. Heute werden durch eine elektrische Grubenbahn auf einer im Fels ausgehauenen Hauptförderstrecke die Erze an den Schacht gebracht.

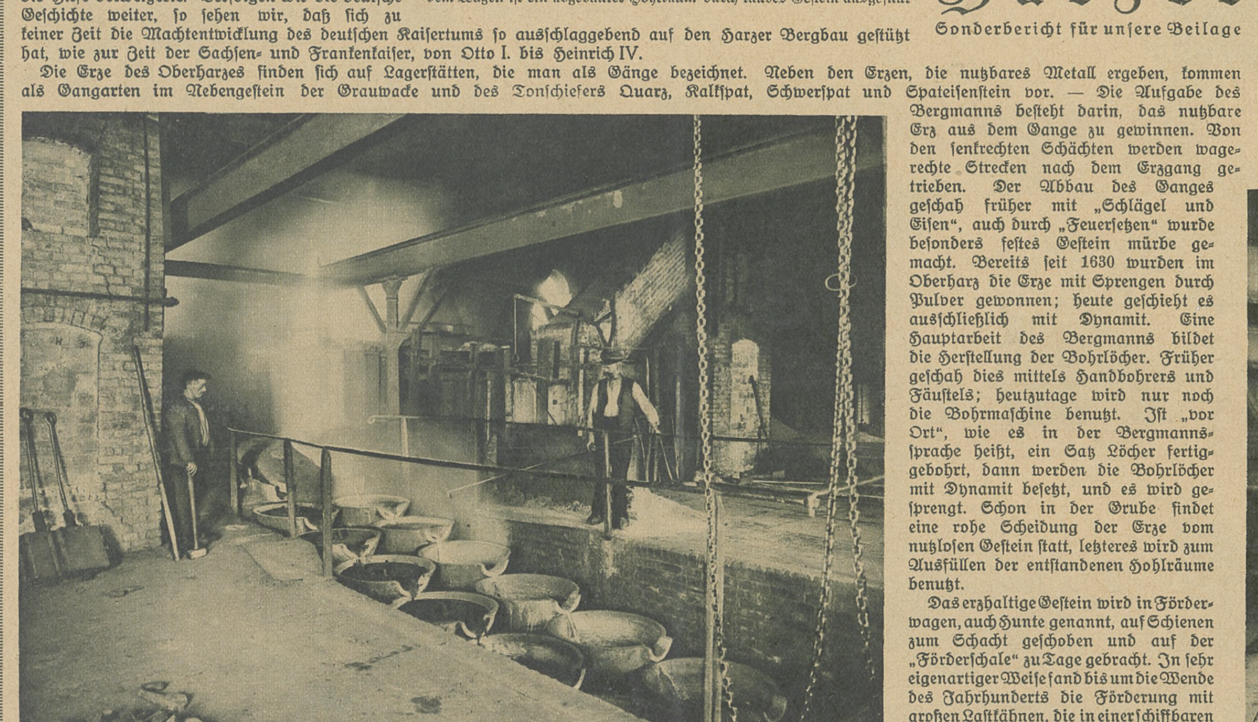
Die von dem Bergmann hergestellten Grubenräume, Schächte, Strecken und Stollen müssen, soweit sie nicht im festen Gestein getrieben sind, gegen das Einbrechen geschützt werden, das geschieht durch den Grubenausbau. In dem waldreichen Oberharz spielte von jeher das Holz dabei eine große Rolle. Sowohl in den Strecken, wie beim Abbau wenig mächtiger Gänge werden „Türstöcke" aufgestellt, deren jeder aus einer Kappe und zwei Beinen besteht. Die Strecken werden auch mit Eisenbogen, Mauerwerk und Beton ausgebaut.

Die zutage geförderten Erze müssen vom tauben Gestein und voneinander getrennt werden. Diese Arbeit bezeichnet man als Aufbereitung. In früheren Zeiten geschah dies in einer Anzahl in Flußtälern errichteten „Pochwerken". Heute geschieht die Aufbereitung in elektrisch betriebenen großen Werken, wo die Erze in Walzen und Trommeln gebrochen und sortiert, dann in Mühlen zermahlen und in Setzmaschinen geschieden werden. Das Aussondern der Erze geschieht heute noch auf zum Teil rollenden „Klaubtischen" durch jugendliche Pocharbeiter.

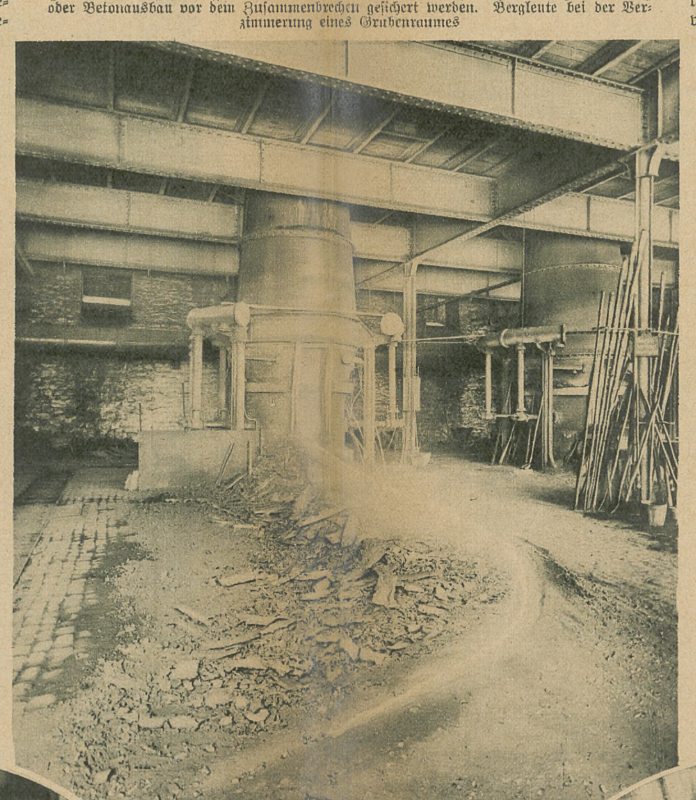
Die aufbereiteten Erze werden als Schlieg dann an die Hütten zur weiteren Verarbeitung verkauft. Die Bleischliege der Oberharzer Gruben verarbeitet die Clausthaler Silberhütte. Das Schmelzgut, bestehend aus Erz, Niederschlagsmaterial und Flußmittel, wird erst in rechter Weise gemischt. Der „Vorläufer" stürzt dann diese Masse abwechselnd mit Kokslagen in den Schmelzofen. Der Schmelzer läßt das flüssige Metall in Formen fließen. Dieses Werkblei hat einen Silbergehalt von 0,15 % und mehr. Die Entsilberung des Werkbleies wird in der Lautenthaler Silberhütte in einem Gebläseflammofen vorgenommen. Die Arbeit des „Silberabtreibers" ist besonders interessant. Bei der flüssig gewordenen Masse sammeln sich zuerst hautartig die Unreinigkeiten, die abgestrichen werden. Darauf verbindet sich das Blei mit dem eingeblasenen Sauerstoff zu Bleiglätte, die ununterbrochen abfließt, bis endlich das Silber zurückbleibt. Bevor sich die letzten Bleiteile von dem Silber trennen, schillert die Masse in allen Regenbogenfarben und sobald diese verschwinden, tritt das Silber mit hellem Schein, dem Silberblick, hervor. Das Silber wird dann in Barren gegossen. Die Kupfererze werden in Oker verhüttet, wobei auch die Edelmetalle Gold und Silber gewonnen werden. Als Nebenprodukt wird in den Hütten Schwefelsäure gewonnen, da die Erze viel Schwefel enthalten.

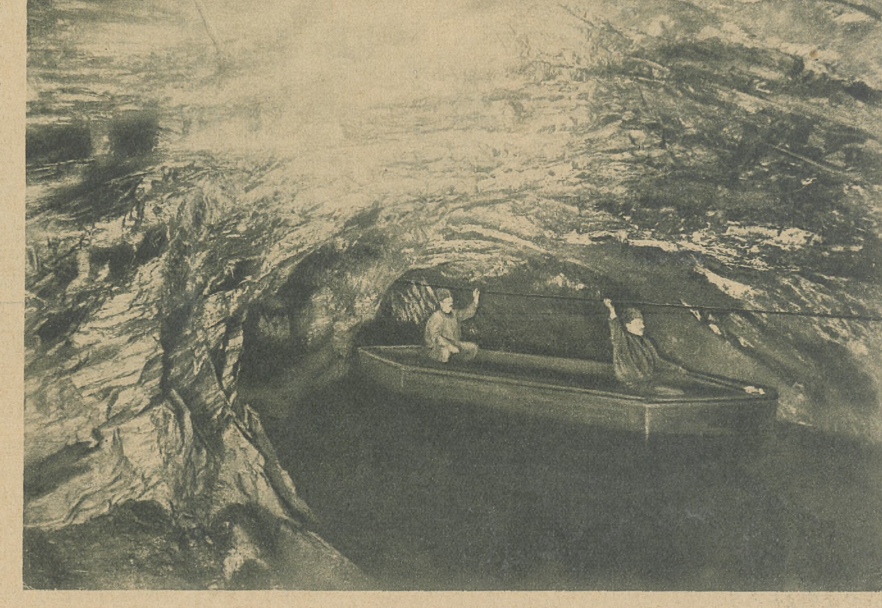
Der Mittelpunkt der Eisenindustrie lag in der Umgebung von Elbingerode und Rotehütte. In den zahlreichen Eisenhütten gelangte schon im 16. Jahrhundert der Kunstguß zu hoher Blüte, und die Sammlungen im Museum zu Wernigerode und Clausthal-Zellerfeld legen Zeugnis davon ab, welche Vollkommenheit die Gießereikunst damals schon erreicht hatte. Von besonderer Bedeutung war in den letzten 100 Jahren die Eisenhütte Rotehütte, wo Holzkohleneisen gewonnen wurde.

Für das Gedeihen der Eisenhütten, ja des gesamten Bergbau- und Hüttenbetriebes war der Waldreichtum von besonderer Bedeutung, daher beginnt ja auch der Harzer Wahlspruch mit dem Wunsche: „Es grüne die Tanne!" Stellten doch Holz und Holzkohle die Schätze dar, mit denen die Erze gehoben und ausgewertet werden konnten.

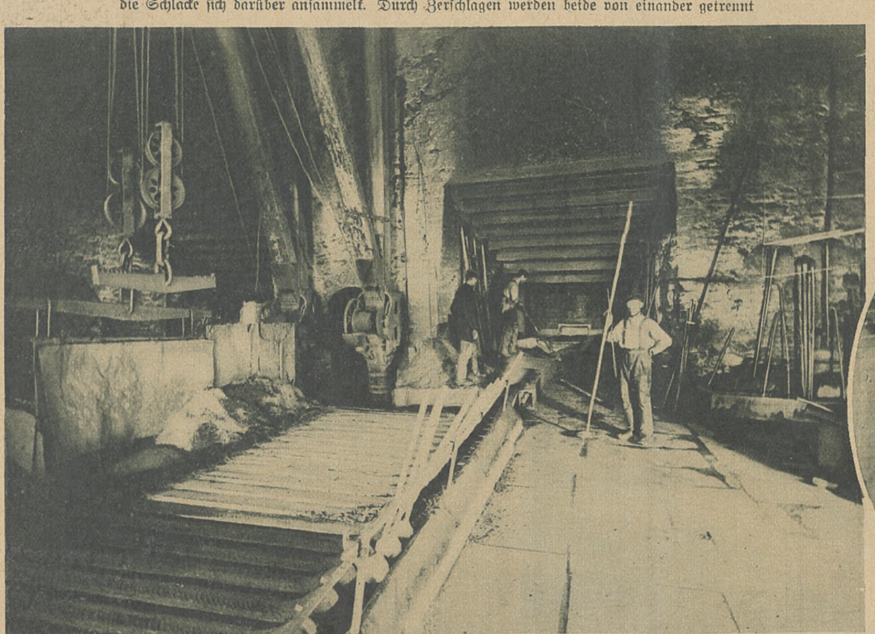


Flammofen zur Kupfersteinkonzentration der Hütte zu Oker. Das Bild zeigt, wie kupferreicher Stein und Schlacke aus dem Ofen durch terrassenförmig angeordnete Gefäße fließt. Der Kupferstein setzt sich zu Boden, während die Schlacke sich darüber ansammelt. Durch Zerschlagen werden beide von einander getrennt





Erzförderung im Oberharz durch Schiffahrt. In Holz- und Eisenkähnen wurden bis vor 20 Jahren die Erze in Kästen auf der schiffbaren „Tiefen Wasserstrecke", 400 m unter Tage an den Schacht gebracht. Die beiden Bergleute ziehen das Schiff an dem unter der Decke des Stollens angebrachten Drahtseile



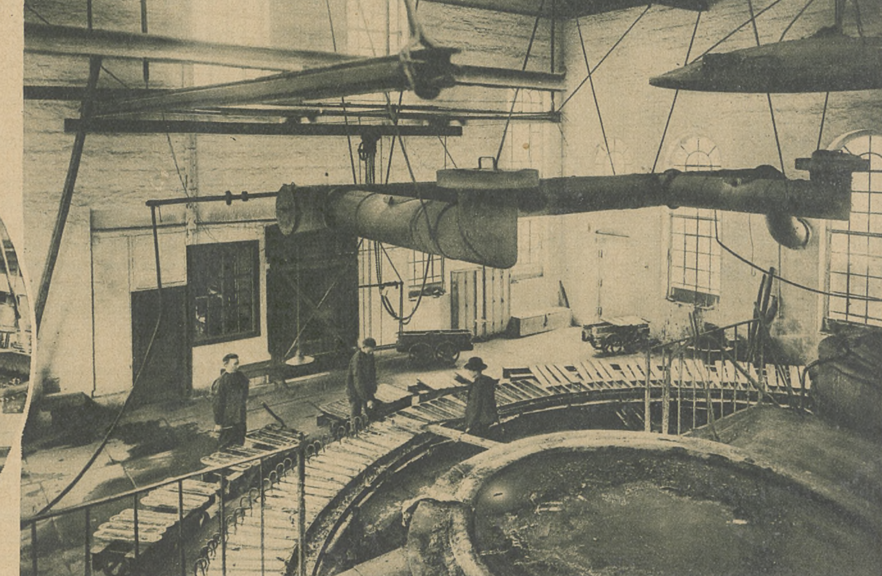
Hochofen von Rotehütte
Das ausgeschmolzene Holzkohlen-Roheisen wird in Formen gegossen



Alter Schmelzofen der Clausthaler Silberhütte
Das rohe Erz wurde mit eisenhaltigen Zuschüssen unter Zusatz von Koks geschmolzen. Es bildete sich silberhaltiges Blei (Werkblei), Bleistein (Schwefeleisen) und Schlacke. Das Bild zeigt, wie die Schlacke auf einer mit Koksgestübbe ausgeschlagenen Rinne abfließt

← Im Kreis links:
Treibofen der Lautenthaler Hütte
Silberhaltiges Blei (Werkblei) wird im Treibofen eingeschmolzen. Durch ein Gebläse wird Luft zugeführt, wobei das Blei zu Glätte oxydiert und das Silber zurückbleibt. Das Bild zeigt, wie die beiden Hüttenleute die Bleiglätte abfließen lassen

Im Kreis rechts: →
Aufbereitung der Erze
Die Erze werden mittels Walzenbrecher zerkleinert und durch jugendliche Pocharbeiter am rollenden „Klaubtisch" gesondert. Im Hintergrunde zeigt das Bild eine Setzmaschine, in der gemahlene Erze auf Grund des spezifischen Gewichtes im Wasser getrennt werden



Gießen des Werkbleies
Das entsilberte und raffinierte Werkblei wird in Formen (Mulden) gegossen, die sich in einem Drehtisch befinden

Der schöne bunte Luftballon

Von Christa Niesel-Lessenthin

In einer kleinen Teegesellschaft war gerade der Unterhaltungsstoff und — die elektrische Beleuchtung ausgegangen. Um beides zu beleben, wurde vorgeschlagen, daß jeder seinen Geist leuchten lassen solle; man wolle also Geschichten erzählen. Und es wurde die Einschränkung gemacht, daß die Geschichten alle selbst erlebt sein und alle den gleichen Stoff behandeln sollten. Einen beliebigen, möglichst ganz aus der Luft gegriffenen Stoff.

Da trat in das kerzenlichtmatt erhellte Zimmer der kleine Sohn des Hauses, ein schlanker dunkler Junge mit seligem Kinderantlitz. In der Hand trug er einen schönen großen Luftballon, den er zärtlich betrachtete. Und als er hörte, daß etwas erzählt werden sollte, rief er vergnügt: „Ach, da erzählt doch etwas von einem Luftballon!“

Alles lächelte dem hübschen Knaben freundlich bejahend zu. Das war ja nun wirklich ein „aus der Luft“ gegriffener Stoff.

Und es begann ein älterer Herr von kritischem Aussehen: „Ich selbst besaß einmal einen Luftballon. Seine Herkunft war allerdings gewöhnlich. Direkt vom Jahrmarkt, zwei Groschen das Stück, einer wie der andere — weil sie ja auch einer wie der andere sind . .“

„Gar nicht!“ sagte das Kind. „Ist jeder anders. Mancher ist ein bißchen länglich, mancher ist ein bißchen platt. Meiner hier ist ganz wundervoll rund . .“

„Gut,“ sagte der Erzähler, etwas widerstrebend, „es war also einer mit rundem Kopf, der für besonders schön gehalten wird. Er trug ihn ja auch recht hoch. Obwohl doch nichts darin war als ein bißchen Luft. Also ein ganz leichter, ein wahrer Hohlkopf. Ich hatte ihn erstanden, angelockt von dem glatten roten Gesicht, das sie alle haben . .“

„Falsch“, sagte wieder das Kind. „Manche sind goldgelb und veilchenfarben und rosenrot, meiner ist wunderschön himmelblau — kannst du das nicht sehen?“

„Ich trug ihn nach Haus“, überging der Erzähler diesmal die Unterbrechung. „Unterwegs flatterte er immerfort wild und ungebärdig im Winde. Er zerrte an der Schnur, die ihn festhielt, er wollte ‚höher hinauf‘, und alle Leute sollten sehen, wie schön er fliegen könnte. Und zu Hause flog er nicht. Er stieg still zur Decke und dort blieb er ganz dumm sitzen. Er wollte wohl mit dem Kopf durch die Decke. Aber er konnte nicht, weil er ja nichts in sich hatte, als ein bißchen Luft. Und da wurde er immer kleiner und kümmerlicher, und am nächsten Morgen war er nur noch ein Klümpchen glibberiger Masse, das am Lampendraht hing. Man mußte ihn mit dem Besen herunterfegen.“



Der Luftballonverkäufer

Sonderzeichnung für unsere Beilage von R. Leonhardt

„Das war gar keine schöne Geschichte von einem Luftballon“, entrüstete sich der Knabe. Und es wurde auch gleich eine andere erzählt. Von einem gemütlichen beleibten mittelalterlichen Herrn, der, wie man so sagt, „die Welt kannte“.

„Es gibt Menschen, die sind selber wie ein Luftballon. Sie bekommen es nicht satt, immer mit dem Winde zur Sonne hinauf zu wollen. Das süße blonde Mädel war auch wie so ein Luftballon. Immer ‚Vorwärts‘, immer ‚Empor‘, als gäbe es kein ‚Gradeaus‘ in der Welt.

Was verwelkt, hat immer eine letzte Sehnsucht nach Jugend, darum gewann sie mein Herz, wie sie so mit ihrem Luftballon lerchenleicht und lerchenfroh durchs Grüne flog. Wie ein Kind freute sie sich an dem bunten Dinge. . . Daß man für ein paar Groschen soviel Freude haben kann! Und soviel Ärger. Sie belustigte sich damit, den Luftballon immerfort ein bißchen fliehen zu lassen, ein paar Zentimeter hoch nur. Und dann sprang sie leichtfüßig nach und holte ihn wieder . . . wie das die Mädchen so machen. Und er, als verstünde er das Spiel, ließ sich willig immer wieder einfangen. Aber schließlich griff sie einmal daneben, und das goldgelbe Spielzeug flog fort und hatte sich an einem Kiefernaste fest. Und was sagte der Racker? Ich solle nachklettern und ihn wiederholen — sie ginge nicht nach Hause ohne ihren Luftballon . . . Sehe ich aus, als ob ich im Wald auf die Bäume klettern würde? Es war zwar wahrhaftig, um auf die Bäume zu klettern — aber ich kletterte doch nicht. Das goldgelbe Ungeheuer schien höhnisch zu lächeln und führte reine Indianertänze auf vor Schadenfreude. Da kam ein junger Mann daher, schlank und rank und behende. Und der hörte Kätchen klagen und mich schelten. Der kletterte auf die Kiefer und holte ihr den Luftballon herunter. Nun war sie nur noch Auge und Ohr für den ‚Retter‘. Sie packten beide zusammen am Fadenende fest an, der Luftballon flog wie ein Vogel ins blaue Märchenland — und die beiden hinterdrein. Ich hörte sie lachen und singen. Und dann kam ein Knall, als wenn der Ballon zerplatzte. Gewiß hatten sie sich, stürmisch und unachtsam wie die Jugend ist, darauf gesetzt. Da war er hin, der schöne bunte Luftballon, der mich fünf Groschen, soviel Ärger und — eine Hoffnung gekostet hatte. Aber er hat seinen Zweck erfüllt. Und er ist ‚in Schönheit gestorben‘“.

„Die Geschichte war schon viel schöner“, sagte der Knabe und streichelte seinen luftigen Freund.

Und dann kam die dritte.

„Freude ist überall“, sagte der Dichter. „Die ganze Welt ist voller Freuden. Und die schönsten sind nicht die, die man erfährt, nein, die, die man bereitet . . .

Da stand — der Tag wollte schon vergehen — ein armer alter Mann am Rummelplatz, der Luftballons zu verkaufen hatte. Es waren ihm viele übrig geblieben. Ich kaufte sie ihm alle ab. Der Alte bedankte sich und gleich flatterte das fröhliche Gewimmel um meinen Kopf. Schien eine bunte Riesenwunderblüte, blau und rot und gelb und grün. Ich fand es sehr schön. Aber die Leute lachten mich aus. So beschenkte ich beglückte Kinder mit den Luftballons. Bis auf einen, der war zu schön, den behielt ich. Himmelblau und schimmernde Goldstaubsterne darüber gestreut. — Die Abendluft war aufgeblüht, Karussell und Schießbuden und Tanzmusik, weiche, wiegende, lebenssehnsüchtige . .

Der Ballon zuckte in meinen haltenden Händen, als sehne er sich fort. ‚Du kannst hier nicht leben‘, dachte ich. ‚Du wirst immer anstoßen, wenn du nicht ziehen kannst, wohin du willst. Du mußt gehen wie der Wind dich treibt. Wenn du anstößt, wirst du es sein, der leidet. Denn die Welt ist viel härter als du.‘ — Da trug ich ihn hinaus, bis dorthin, wo keine Buden und Büsche mehr waren — nur weite blaue Sternennacht —, und ließ ihn fliegen . .

Und hinter mir verklangen Tanz und Ton,
Und selig schwebte in verlor'ner Ferne
Verirrt ein blauer Kinderluftballon . . .
Mein Herz trieb mit empor durch Nacht und
Sterne.“

— „Das war die schönste Geschichte von einem Luftballon,“ flüsterte das Kind glücklich, „die allerschönste.“ — Das fanden auch die anderen.

Inzwischen war die Beleuchtung in Ordnung gebracht worden und verbreitete nun selbst soviel Helligkeit, wie man für eine Teegesellschaft braucht.

Du

Von Lotte Fischer

Dein Antlitz ist von Abwehr wie gebleicht,
ein starres Schweigen friert in deinen Zügen.
Du kannst nicht sprechen oder willst nicht lügen.
Dein Herz schlägt fern, von keinem Wunsch erreicht.
Wie Lebensahnung mich dein Weh beschleicht.
Vielleicht aus Angst, daß alle Tiefen trügen,
vielleicht aus einer Sehnsucht ohn' Genügen
umstellst du dich mit Worten kühl und seicht.

Mich aber lockt's, mich sehnend zu verlieren
in deiner fremden Seele Labyrinth.
Ich bin ein Träumer und ein Sonntagskind,

und müßt' ich auch im dunkeln Wald erfrieren,
ich taumle dahinein verzückt und blind
zu lichten Göttern oder wilden Tieren.

Der Mann, der die Zigarre rauchte

Ehegespräch

Von W. Baltinester

Er (ins Zimmer tretend): Ich spüre hier Rauch. Seit wann rauchst du wieder, Hella?

Sie (verlegen): Ich —? Ja, ich habe es wieder einmal probiert.

Er (mißtrauisch): Da ist ja ein Zigarrenrest im Aschenbecher. Alle Achtung! Zigarren rauchst du auch? Aber halte mich nicht für so dumm, deine Lügen zu glauben! Du hast einen Anbeter! Du bist leichtsinnig! Du hast kein Herz für mich! Du empfängst in meiner Abwesenheit Herrenbesuche! Du betrügst mich! Und jetzt will ich sofort wissen, mit wem!

Sie (ihn ruhig ansehend): Du hältst mich fähig, dich zu betrügen?

Er: Weib, versuche nicht, mich mit deinen sicheren Augen unsicher zu machen! Wer ist der Mann, der die Zigarre rauchte?

Sie: Du bestehst darauf, es zu erfahren?

Er: Unbedingt!

Sie: Wenn du es erfährst, bringst du dich um eine Überraschung!

Er: Keine Ausflüchte, ich befehle dir, mir den Namen zu sagen!

Sie (geht in das Schlafzimmer, kommt mit einer neuen Herrenhausjacke zurück): Da hast du dein verfrühtes Geburtstagsgeschenk! Aber ich habe deine Eifersucht jetzt satt. Der Mann, der die Zigarre rauchte, war dein siebzigjähriger Schneider, den ich aus Dankbarkeit für diesen gelungenen Rock außer mit der Bezahlung mit dieser Zigarre belohnte.

Regen

Von Rudolf Paulsen

Das ist wie Lauschen in die Vorjahrtausende
Am offnen Fenster in dem Regen spät,
Tiefdunkel ist der Wind gefüllt der brausende
Mit Schicksal, das verging und nie vergeht.

Das ist das Lied vom Sein, das eh gewesen,
Vom Sein, das wird und wir nicht wissen;
Das Lied ist schwer zurück-, voraufzulesen,
Nur von dem Rhythmus sind wir hingerissen.

Der Regenfall Symbol des Allgeschehens,
Das schmerzt und sänftigt selben Augenblickes:
Kein Tropfen fällt, der nicht des Auferstehens
Gewürdigt sei durch Gnade des Geschickes.

Er fällt ins Meer, aufs Land, und warme Sonne
Saugt, daß er wieder mittaglich gerötet
Hinaufschwebt in der Wolken schwangre Wonne
Und selig schwingt, bis Überschwang ihn tötet.

DIE · FRAU · UND · IHRE · WELT

Was die neue Mode bringt.

(Nachdruck verboten.)

Als erste Vorboten der neuen Saison erscheinen die „Modeschauen", die ein übersichtliches Bild der neuen Moderichtung gestatten. Man sieht wieder sehr viele Wollstoffe; Kascha und Rips sind viel neben Wolltrikotstoffen verarbeitet, die in feiner gewebter, gewirkter und gestrickter Ware zu Kleidern, Kostümen und auch Mänteln verwendet werden, ohne daß die Beliebtheit der Seiden- und Kunstseidenstoffe verschwunden wäre. Crêpe-de-Chine, Georgette, Crêpe-maroquain und „Veloutine" erfreuen sich ebenso großer Beliebtheit wie die Kleider und Mäntel aus Seiden- und Kunstseidensamt. Sehr elegant sind die Kleider und Abendmäntel aus Seide- und Kunstseide-Velour-Chiffon, dessen Weichheit in Verbindung mit gemusterten Laméstoffen sehr gehoben wird. Mit Brokatfäden durchwebte Stoffe sieht man in Wolle und Seide als Jumper oder Kasak unter den Jacken und Mänteln vorschauen, auch zu ganzen Kleidern und Mänteln wirkungsvoll verwendet.

In dem Vordergrunde des Interesses steht indes Pelz in allen Qualitäten; neben den Edelpelzen sieht man sehr gelungene Veredelungen; sehr apart sind die in verschiedenen Schattierungen gefärbten Pelze; die wellonierten und Riffelpelze aus den billigsten Fellen wirken vorzüglich und bringen eine neue Note. Füchse stehen in hoher Gunst; nicht nur einzeln mit Kopf und Schwanz ausgearbeitet; man setzt auch, um den Fuchs um den Hals und Oberkörper wickeln zu können, zwei und mehrere Füchse nebeneinander. Reicher Fuchsbesatz dient zum Schalkragen, der, bis zum Saum reichend, dort in einem breiten Ansatz fortgeführt wird. Der Ansatz am Mantel wird oft bis in Kniehöhe in Bogen oder Zacken weitergeführt; die Aermelaufschläge reichen bis zu den Ellenbogen, so daß eine übergroße Fülle von Pelzwerk getragen wird. Für diese Garnituren sind die kurzhaarigen Pelze — Maulwurf, Hermelin, Seal-electric — beliebt. Auch Gazelle ist zu Jacken und Mänteln viel mit Skunks, Opossum, Schakal, Opossum-Ziege, Zervalkatze besetzt. Für den billigen Genre sind alle Arten in Kanin, sogar die Kaninwamme, in alle neuen Farben geblendet, gern aufgenommen.

Auf der Straße hat sich die schlanke, gerade Linie erhalten; kleine Falten verbergen die größere Weite des Rockes. Für den Nachmittag und Abend ist die Linie bewegt gestaltet; Schalenden flattern von den Schultern, die blusig gehaltenen Mieder sind seitlich gerafft, größere und kleinere Volants, zipfelig gesteckt, täuschen einen etwas länger erscheinenden Rock vor. Die Stilkleider tauchen wieder in den verschiedensten Arten auf; sehr apart sind die sehr weit gehaltenen Röcke, die zipfelig fallen — teils hinten und vorn kurz und an den Seiten lang, oder an den Seiten kurz — und mit unzähligen kleinen Volants aus Taffetchiffon, Tüll oder Spitzen bis zu dem eng anliegenden, auch in Schneppenform ausgearbeiteten Miedern reichen.

Für Spitzen hat sich das Interesse sehr gehoben; über ein Unterkleid aus Taffet rieseln breite oder schmale Spitzen, die auch über das hinten tief, vorn höher und rund ausgeschnittene Mieder reichen. Bunt gewebte und mit Perlen bunt bestickte Brokat- und glänzende Seidenstoffe dienen für die Abendkleider und die im Farbenton harmonierenden Mäntel; letztere stets mit reichem Pelzbesatz. Breite Schärpen mit großer Geishaschleife fördern den jugendlichen Eindruck der duftigen Georgettekleider.

Noch etwas von den Hüten! Diese müssen unbedingt sich in der Farbe dem Mantel und dem Kleide anpassen; Filz ist in allen Qualitäten bevorzugt, wenn auch der Samthut viel gezeigt wird. Der kleine Filzhut, mit Schnalle, Minochefeder oder Reiherpinsel garniert, findet den Beifall auf der ganzen Modelinie!

Anne Beer.

Frau und Buch.

Von
Anne-Marie Mampel.

(Nachdruck verboten.)

Die Stunde, wenn sie nach des Haushalts Müh' und Plage befreit aufatmend zu einem Buch greifen kann, ist für manche Frau die schönste am Tage, ja vielleicht die einzige Anregung und Ablenkung überhaupt. Liest es sich schon im Winter gut, bei Lampenschein in einen Polsterstuhl geschmiegt, so ist der Genuß noch viel größer, wenn man im Sommer, sei es am Wochenend oder in Urlaub, im Walde oder am Wasser, in ein Buch sich vertieft, während der Himmel hoch über einem blaut und die Wolken phantastisch wie die Schicksale von Romanhelden oben schweben.

Was liest nun eigentlich die Frau am liebsten, was sucht sie im Buch, und wie muß es beschaffen sein, um ihren Beifall zu finden? Große Leihbibliotheken vermögen am besten darüber Auskunft zu geben, und da hört man, so oft man fragt, daß die Frau im Gegensatz zum Manne immer wieder Romane verlangt, als ob es Reisebeschreibungen, Biographien, Werke aus dem Reiche der Kunst und Wissenschaft überhaupt nicht gäbe.

Warum? Wieso? . . .

Die Lösung ist einfach. Die Mehrzahl der Frauen liest mit dem Herzen, und nicht wie der Mann mit dem Kopf. Die ewige Frauensehnsucht nach Romantik, die das Leben oft unerfüllt läßt, der mehr oder weniger bewußte Wunsch, Ungewöhnliches zu erleben, schön und angebetet zu sein, inmitten großer, aufregender Begebenheiten zu stehen, all das erfüllt sich im Roman, mit dessen Heldin die Leserin sich identifiziert, mit der sie liebt und leidet.

Stoffliches wird darum bei der Damenlektüre zumeist den Ausschlag geben, und je nachdem die Personen eines Buches und ihre Erlebnisse im Miterleben die Leserin fesseln und packen, wird sie ein Buch gut oder schlecht finden.

Dagegen ist an und für sich nichts zu sagen; denn Erweiterung des eigenen Lebens, Denkens, Fühlens und Erkennens ist allen Lesens Zweck. Nur sollte die Frau diese Erweiterung nicht ausschließlich auf dem Gebiet des romantischen Gefühls suchen. Viel Unheil ist dadurch seit Generationen gestiftet, viel überspanntes weltfremdes Empfinden gezüchtet worden, zumal zu jener Zeit, als die Frau — vor den Härten und Schattenseiten des Daseins ängstlich bewahrt — es aus rosenrot-sentimental gefärbten Büchern kennenzulernen glaubte und sich „verkannt" dünkte, wenn der eigene Mann sich weniger ideal gebärdete, als der Held einer Marlitt oder Heimburg es tat. Außerdem aber sollte über das Stoffliche hinaus die Frau den geistigen und formalen Wert eines Romans besser zu würdigen verstehen, als es zumeist geschieht, sollte bloße Unterhaltungslektüre, die nichts will als ein wenig Zerstreuung zu geben, vom ernsten Roman zu scheiden wissen, den tiefere Ideen tragen, der Menschheitsfragen von dichterisch erhöhter Warte behandelt und in Aufbau, Charakteristik und Sprachbehandlung ein Kunstwerk ist. Auch die in knappem Rahmen künstlerisch geformte, Lebensausschnitte gebende Novelle wird sehr zu Unrecht von der Frau arg vernachlässigt; wahrscheinlich, weil man sich in sie nicht so ausgiebig hineinschmökern kann, wie in einen dickleibigen, die Heldin auf langen Lebensstrecken begleitenden Roman.

Ebenso achtlos geht die Frau zumeist an der Lyrik vorbei, die, als „Sprachmusik gewordenes Empfinden", wie Karl Henckell sie treffend bezeichnet, vom schönen Geschlecht besonders geschätzt zu werden verdiente. Alle jenseits der schönen Literatur auf sachlichem und wissenschaftlichem Boden stehenden Werke dürften gleichfalls nicht völlig übersehen werden, denn gerade hier erschließen sich der Frau Quellen des Wissens und Erkennens, die zu ihrer Weiterbildung nicht unbenutzt bleiben sollten.

Ehrgeiz und Bescheidenheit.

Ein paar Worte zur Erziehungsfrage.

Von
Eugen Isolani.

(Nachdruck verboten.)

Wenn mein Töchterchen aus der Schule heimkehrt, ist die erste Frage der Mutter an die Kleine: „Habt ihr Klassenarbeiten zurückerhalten?"

„Jawohl!" heißt es dann zuweilen, und kleinlaut fügt Trudel hinzu mit einem nichts Gutes verratenden Zusammendrücken der Augen: „Sechs Fehler im Französischen!" Aber ehe dann noch ein Sturm des Entsetzens ausbrechen kann, erklärt sie: „Aber Muttchen, die Arbeit war wirklich diesmal sehr schwer; Fräulein Schmidt hat es selbst gesagt. Ich habe die zweitbeste Arbeit, die schlechteste hat Else, die hat zwanzig Fehler!"

Und das wirkt dann völlig beruhigend auf die Mutter.

Mich interessiert hier nur die Frage: ist es richtig, durch solche Prüfungsarbeiten fortgesetzt den Ehrgeiz der Kinder untereinander anzustacheln, und zwar auf eine Weise, die offenbar nur schlechte Früchte tragen kann?

Ich will dabei keineswegs der Schule einen Vorwurf machen; die Eltern verdienen mindestens größere Vorwürfe, daß sie den Ehrgeiz der Kinder noch mehr anreizen, denen es wahrscheinlich viel gleichgültiger wäre, einmal nicht die besten Arbeiten geliefert zu haben, wenn sie nicht Vorwürfe daheim von den Eltern erhielten.

Gewiß, der Ehrgeiz soll angestachelt werden, aber der Ehrgeiz zum Lernen, zum Wissen, nicht der Ehrgeiz zum Besserlernen, zum Besserwissen als andere.

Wenn das Kind sechs Fehler in einer Arbeit hat, so darf die Mutter wohl untersuchen, ob die Arbeit eine sehr schwere war — was nach der Fülle der Fehler aller Schüler wohl zu schließen ist, nicht mit unbedingter Sicherheit zwar, denn es kann sehr wohl auch angenommen werden, daß die Kinder sich in der der Stunde vorangegangenen Pause sehr lebhaft über eine Kindergesellschaft unterhalten haben —, oder die Mutter soll untersuchen, ob Trudel Flüchtigkeitsfehler gemacht, die das Kind leicht hätte vermeiden können, oder ob die Fehler auf eine Lücke im Wissen schließen lassen, die auszufüllen ist.

Also: der Ehrgeiz, eine gute Arbeit zu liefern, soll angestachelt werden. Das ist weit mehr als die beste oder zweitbeste Arbeit zu haben unter zahlreichen schlechten.

Das Kind soll nicht wünschen, daß seine Freundinnen noch mehr Fehler haben, soll nicht eine Herzensfreude darüber empfinden, daß Else sogar zwanzig Fehler hat, sondern das Streben soll sein, eine möglichst fehlerlose Arbeit zu haben, auch wenn alle anderen ebenso fehlerlose Arbeiten haben würden und Trudel von dieser guten Qualität der Arbeit dann in bezug auf die Rangordnung der Schüler gar keinen Nutzen hätte.

Alle schlechten Instinkte werden durch diese Art Ehrgeiz hervorgerufen. Nichts ist verwerflicher als dieser Ehrgeiz, sich mit einer geringeren Anzahl von Fehlern vor anderen hervortun zu wollen. Wir erziehen Prahler und Besserwisser aus den Kindern durch solch törichtes Tun. Und schlimmer oft: wir regen die Kinder an, durch unerlaubte Mittel sich vor anderen Vorteile zu schaffen, wenn sie sehen, daß die reellen Mittel — das gute Lernen und das Wissen — nur gute Arbeiten, nicht aber die besseren und besten zeitigt. Denn die Mutter wäre, wenn Trudel in der gleichen Arbeit nur einen Fehler gemacht hätte, nur halb so zufrieden gewesen, als bei den sechs Fehlern, wenn etwa ein halbes Dutzend andere Schülerinnen fehlerfreie Arbeiten geliefert hätten.

Die Hauptschuld liegt, wie gesagt, in diesem Falle an den Eltern, die für ihre Kinder Ehrgeiz haben, die nicht das schreckliche Ende bedenken — wieviel Schülerselbstmorde, die man den Schulen zur Last legt, sind eine Folge des Ehrgeizes der Eltern —, die mit ihren Kindern sich vor anderen hervortun wollen, die es lieber sehen, ihr Kind ist das erste unter Dummköpfen, als gleichwertiger Genosse begabter Kinder.

Der praktische Egoismus, der überall in der ganzen Welt seine besten Erfolge gezeitigt hat, darf dem Kinde wohl anerzogen werden, aber man soll ihn nicht entarten lassen in häßlichen Eigennutz, sich nicht entwickeln lassen zu einer Selbstsucht, die ja auch in Ehrgeiz sich offenbart, und die unserem Fortkommen nicht minder schädlich wäre, als die krasse Selbstlosigkeit.

Der immer schwieriger werdende Kampf ums Dasein fordert, daß wir bei der Erziehung des Kindes alle offenbaren Hemmnisse zum Vorwärtskommen auszumerzen versuchen, alles das, was das Kind vorwärts bringen kann, durch die Erziehung unterstützen, so weit es in den Grenzen des Charaktervollen bleibt.

Das Wohl unserer Kinder aber verlangt, ihr Fortkommen in der Welt macht es notwendig, daß wir keine unleidlichen Streber, keine unleidlichen Duckmäuser aus ihnen werden lassen.

Wie ist der Kaffee in Gebrauch gekommen?

(Nachdruck verboten.)

Es dürfte diejenigen unter unseren Leserinnen, die es noch nicht wissen, interessieren, etwas über die Einführung ihres braunen Lieblingstrankes zu erfahren.

Der Prior eines Klosters in der arabischen Wüste klagte gelegentlich einem frommen Ziegenhirten der Gegend, daß seine Mönche ihm stets den Kummer bereiteten, während der Vigilien, der nächtlichen Andachtsübungen, einzuschlafen.

Der Hirt lachte und meinte, es sei schade, daß es sich dabei um Menschen handle und nicht um Ziegen. Für Ziegen wüßte er schon etwas, was sie munter machte.

Auf des Priors Nachfrage zeigte ihm der Hirt den dort in Menge wild wachsenden Kaffeestrauch und sagte ihm, daß die Beeren desselben eifrig von den Ziegen gefressen würden und stets die Wirkung hätten, sie recht aufgeräumt und zu tollen Sprüngen aufgelegt zu machen.

Der Prior dachte über diese Sache nach. Er sagte sich: Warum sollten diese Beeren nicht einen ähnlichen Einfluß auf Menschen ausüben, wie sie ihn hier auf die unvernünftige Kreatur ausübten? Jedenfalls lohnte es sich, einen Versuch zu machen.

Er pflückte also eine Portion der Kaffeebeeren und gab sie zerstampft den Mönchen bei der Abendmahlzeit zu essen ein. Sie bewährten sich erst nur schwach. Da der Prior aber dadurch nicht abgeschreckt wurde, sondern die Verwendung der aufmunternden Beeren auf mancherlei Weise ausprobte, so gelang es ihm endlich, die jetzt übliche Bereitungsweise aufzufinden, die den Mönchen das Wachbleiben während der Nachtgottesdienste möglich machte. Es dauerte nicht lange, und das neuentdeckte, wundertätige Getränk trat seinen Siegeslauf durch die Welt an.

C. Düsterhoff.

Anstandsregeln und Gesundheitslehre.

(Nachdruck verboten.)

Ein großer Teil unserer gesellschaftlichen Sittengesetze, unserer sogenannten Anstandsregeln, leiten bekanntlich ihren Ursprung von der Gesundheitslehre her. Das Zuhalten des Mundes beim Räuspern und Husten, das Zerlegen des Fisches mit der Gabel, das Verbot, beim Essen mit dem Messer in den Mund zu fahren, das Niesen in das vorgehaltene Taschentuch, statt in die Luft, alle diese Vorschriften und Verbote und noch viele andere entstanden wie von selbst durch das enge Zusammenleben der Menschen und durch die Rücksicht, die man auf das Wohlbehagen und die Gesundheit seines Mitmenschen nehmen mußte.

Wenn es nun auch jedem einleuchtet, daß es vor allem die Hygiene war, die diese Gesetze diktierte, so gibt es doch zuweilen Dinge, bei denen der Ursprung nicht so ohne weiteres auf der Hand liegt. Mancher hat sich wohl schon gefragt, warum es als unschicklich gilt, beim Kaffee das Brötchen oder das Gebäck, das dazu gegessen wird, in das Getränk einzutauchen, zu „stippen", wie man sagt. Und doch waren auch hier in erster Linie gesundheitliche Rücksichten maßgebend.

Beim Verzehren eines Zwiebacks zum Beispiel, wird vom Munde eine gewisse Speichelmenge abgesondert und den Verdauungsorganen zugeführt. Und gerade dieser Speichel spielt für die Verdauung eine überaus wertvolle und wichtige Rolle. Würde der Zwieback vor dem Verzehren eingetaucht, so entfiele der Reiz zu dieser starken Absonderung von Speichel, der gerade in der trockenen Beschaffenheit der Speise liegt; es würde mithin weniger von dem wichtigen Verdauungssaft gebildet, der unserem Magen ein gutes Teil seiner Arbeit abnimmt.

Anders liegt die Sache bei Speisen, die in sich schon eine natürliche Flüssigkeit enthalten, wie das Obst. Von dem saftigen Fleisch des Apfels geht beim Verzehren kein besonderer Reiz zur Speichelbildung aus, die abgesonderte Menge ist deshalb nicht annähernd so groß wie beim Zwieback. Aus diesen Gründen pflegt man auch kleinen Kindern oder Leuten mit schwachem Magen den trockenen Zwieback zum Kauen zu geben, weil dieser durch die starke Speichelabsonderung im Munde vorverdaut, oder besser gesagt, angedaut wird, so daß der Magen keine große Leistung mehr zu verrichten braucht.

Man sieht, daß viele der gesellschaftlichen Sitten im täglichen Verkehr, über die vielleicht mancher, dem sie nicht gefallen oder überflüssig erscheinen, die Nase rümpfen möchte, nicht ohne Grund entstanden sind, und daß selbst kleine, unscheinbare Dinge im Grunde genommen eine tiefe und ernste Bedeutung haben.

Max Cervus.

Die praktische Hausfrau.

Kleine Sparsamkeitsmaßnahmen im Haushalt.

Spare Zucker, indem du das erste Wasser von Stachelbeeren und Rhabarber abgießt; es enthält die meiste Fruchtsäure und hat noch kein Aroma.

Spare Gas, indem du zwei, drei Töpfe übereinander setzt und nach dem Ankochen die Kochkiste benutzt.

Spare Streichhölzer, indem du nicht jedesmal ein neues entzündest, sondern das bereits benutzte an bestehender Flamme entzündest. Auch ein Stück Zeitungspapier leistet den gleichen Dienst.

In aufgeschlagenen rohen Eiern sammelt sich in geringer Zeit immer noch etwas Eiweiß. Es lohnt, dieses Eiweiß nach einigen Minuten aus den entleerten Schalen herauszustreichen. Daher werfe man die Schalen nicht sofort nach dem Aufschlagen weg, sondern warte damit, bis sich die Eiweißsubstanz angesammelt hat.

Für die Küche.

f. **Pikante Tunke zu Bratenresten.** Einen halben Eßlöffel Senfmehlpulver, ½ Eßlöffel feinen Zucker, Salz nach Geschmack und eine Prise Rosenpaprika vermischt man gut, rührt 2 Eßlöffel Butter, 2 Eigelb, 1 Teelöffel Zitronensaft, ½ Glas guten Weißwein, sowie einen Teelöffel Fleischextrakt dazu, stellt die Kasserolle mit den Zutaten in ein heißes Wasserbad und schlägt die Tunke 20 Minuten. Sollte sie sich nicht genügend verdickt haben, so füge man 1 bis 2 Eigelb zuletzt hinzu zum Abziehen. Die Bratenreste werden, in Scheiben geschnitten, in die heiße Tunke gelegt, auf runder Platte angerichtet und der Rand der Schüssel mit gerösteten Weißbrotschnittchen umkränzt.

f. **Rohe Kartoffelkugeln.** Man bohrt aus großen, alten Kartoffeln mit dem Kürbisstecher runde Kugeln aus und setzt sie in Salzwasser kalt an, bis das Wasser zum Kochen kommt. Dann gießt man das Wasser ab und legt die Kugeln auf eine saubere, trockene Serviette. In einer flachen Kasserolle läßt man Butter oder Speck heiß werden, gibt die Kartoffelkugeln hinein und läßt sie bei gelindem Feuer hellbraun braten. Zirka eine Viertelstunde lang. Inzwischen reibt man ¼ Pfund Tilsiter oder Schweizerkäse, schwenkt die Kartoffeln in Butter mit gehackter Petersilie durch und überstreut sie mit dem geriebenen Käse.

f. **Weinbeerkuchen.** Zu diesem Kuchen können nur sehr süße und sehr dünnschalige Weinbeeren verwendet werden. Man bereitet zunächst einen Kuchenboden, zu welchem man 1 Pfund Mehl, ¼ Pfund Butter, 1 Ei, ¼ Pfund Zucker und etwa ¼ Liter Milch verarbeitet. Die Weinbeeren werden gewaschen und von den Stielen gepflückt. Von 4 bis 5 Eiern schlägt man das Weiße zu sehr steifem Schnee, dem man 2 bis 3 Eßlöffel feinsten Zucker zugibt. Nun wird die Teigplatte mit den Beeren dicht belegt, der Schnee darüber gestrichen und im heißen Ofen bei guter Oberhitze gebacken. Der Kuchen muß oben schön braun aussehen, die Baisermasse selbst aber noch zart und nicht hart sein. Der Kuchen eignet sich auch sehr gut als Torte. In diesem Falle wählt man die runde Backform und nimmt als Boden einen guten Mürbeteig.

Frauenfragen

Ueber Geschlecht und Liebe.

Von Dr. med. Margarete Stegmann.

Die Frauen müßten die Führerinnen sein in der Liebe. Sind sie es nicht, so sind sie allzuhäufig ihre Leidtragenden. Damit sie es sein können, müssen sie das Geschlecht kennen. Müssen sie wissenschaftlich-sachlich Bau und Funktion der Organe verstehen lernen.

Die vergangenen Zeiten waren zu stark belastet mit vielerlei Arten von Sentimentalitäten, zu stark belastet, was die Frau anbetrifft, mit einem übertriebenen Kultus der Seele, und was den Mann anbetrifft, zu stark belastet mit dem Dualismus zwischen Körper und Geist: Der Körper wurde vernachlässigt, unterdrückt, vergewaltigt — um dafür, wenn seine Stunde gekommen war, um so ausschließlicher zu herrschen. Der Druck, der gebraucht wird, um Triebe und Affekte oder irgendwelche anderen lebendigen Kräfte zu verdrängen, fügt sich dem Verdrängten als neue Kraft hinzu. Im seelischen Leben wie im sozialen gilt das Wort von der Gefährlichkeit des „Sklaven, der seine Kette bricht“....

Die aus jenen Zeiten stammenden Generationen haben ihr Verhalten gegenüber der gewaltigsten Kraft des Lebens bezahlt mit Tragödien, mit unlösbaren Verwicklungen, mit Herzeleid und mit Seelenverhärtung. Geschlecht und Liebe wurden für die große Mehrzahl der Menschen zu einem lastenden Verhängnis; die Augenblicke des Glücks waren selten und mußten mit langen Zeiten von Unglück und Leid bezahlt werden.

Muß es ewig so sein?

Schon wächst ein neues Geschlecht heran, das mit frischen Augen und „neuer Sachlichkeit“ das Leben ansieht; die Probleme von gestern sind nicht mehr seine Probleme. Vielleicht ist dies neue Geschlecht in Gefahr, zu leicht zu nehmen, was früher zu schwer genommen wurde. Geschlecht, eine Naturgegebenheit und Liebe unmodern, jedenfalls aber unpersönlich? Das wäre das neue Extrem. Zwischen ihm und dem alten aber liegen unverkennbare tatsächliche Schwierigkeiten, die auch den leicht beschwingten Gang der modernen Jugend einmal hemmen werden.

Wer Erfahrung hat, muß dem Unerfahrenen damit dienen; die ältere Generation der jüngeren. Die alten Methoden aber der halben oder ganzen Unaufrichtigkeit haben ausgespielt. Das heutige Leben verlangt Klarheit und Ehrlichkeit.

Viele Autoren machen sich heute um diese Probleme verdient. Das neue Buch von Dr. Max Hodann, Stadtarzt und Leiter der Sexualberatungsstelle in Berlin: Geschlecht und Liebe (Greifenverlag, Rudolstadt), verdient Verbreitung. Es ist flüssig geschrieben, z. T. novellistisch, und bewältigt eine Fülle von Stoff. Hodann schöpft aus der ärztlichen Wissenschaft, aus den beachtenswertesten Neuerscheinungen anderer Autoren und nicht zuletzt aus seiner umfassenden eigenen ärztlichen Erfahrung.

Das Umschlagblatt des Buches ist charakteristisch und originell: Ueber- und durcheinander geschobene Anzeigen aus Tageszeitungen: „Familiendrama“, „Syphilitiker“, Beine von Tanzgirls usw., usw. In buntem Durcheinander die unerschöpflich mannigfaltigen Beziehungen andeutend, in denen „Geschlecht und Liebe“ das Alltagsleben durchdringt und beherrscht.

Jahresfest des Landesverbandes der evangelischen Frauenhilfe

Kürzlich feierte der Landesverband der evangelischen Frauenhilfen in der alten Ordenstadt Thorn sein Jahresfest. Thorn war deshalb gewählt worden, weil in diesem Jahre die westpreußische Frauenhilfe ihr 25-jähriges Bestehen feierte, während in Posen dieses Jubiläum schon vor zwei Jahren begangen wurde. Von vielen Vereinen Pommerellens und Posens waren die Vertreterinnen zusammengekommen und wurden von den Mitgliedern der Thorner Frauenhilfe gastfreundlich aufgenommen. In der Vertreterversammlung sprach die Berufsarbeiterin Fräulein Anna Miecke, Posen, zunächst über den Winterarbeitsplan. Der lebhaften Aussprache über Vereinsarbeit folgte ein Vortrag über die Sekten der Gegenwart. Nach einer herzlichen Begrüßungsansprache von Frau Pfarrer Heuer, Thorn, bewillkommnete die Vorsitzende des Landesverbandes, Frau Superintendent Rhode, Posen, die erschienenen Gäste, vor allem die durch ihre Schriften über Anthroposophie und Okkultismus bekannte Volksmissionarin Frau Dora Hasselblatt und die Vorsitzende der Evangelischen Frauenhilfen Danzigs, Frau Senator Schwarz. Frau Superintendent Rhode streifte dann kurz die Geschichte der westpreußischen Frauenhilfen, die ihre Entstehung unmittelbar der Anregung der deutschen Kaiserin zu danken haben. Bereits 24 Vereine schlossen sich im September 1902 in Marienburg zu einem Provinzialverband zusammen. Seit der Lostrennung von Danzig bilden Posen und Pomerellen einen gemeinsamen Verband, und während sie vorher wenig voneinander wußten, geschieht jetzt alle Arbeit gemeinsam. —

Die Grüße und Glückwünsche der Danziger Frauenhilfe überbrachte Frau Senator Schwarz und erzählte sehr anschaulich von der dortigen Frauenarbeit, die in enger Verbindung mit dem Freistadtverein für Innere Mission geschieht.

Alsdann hielt Frau Dora Hasselblatt einen sehr ernsten Vortrag über die furchtbare Macht des Aberglaubens, die auch sogenannte gute Christen mehr, als sie es ahnen, beherrscht. Erschütternde Bilder, ganz aus dem alltäglichen Leben gegriffen, führte sie ihren Zuhörerinnen vor Augen und machte der Frauenhilfe den Kampf gegen diesen oft belächelten und nicht ernst genommenen Feind des Christentums zur Pflicht.

Die Arbeitstagung des Reichsverbandes deutscher Hausfrauen.

Der Reichsverband deutscher Hausfrauenvereine hatte zu einer Arbeitstagung vom 14. bis 16. September nach Tübingen und Stuttgart eingeladen. Dieser Einladung waren nicht nur seine Mitglieder aus allen Teilen Deutschlands überaus zahlreich gefolgt, sondern auch Vertreter solcher Organisationen, deren Interessen und Arbeitsgebiete sich mit denen des Reichsverbandes Deutscher Hausfrauenvereine berühren. Auch zwei Vertreterinnen der Schweizer Hausfrauen nahmen an den Beratungen teil. —

Am ersten Tag standen Fragen der hauswirtschaftlichen Ausbildung zur Beratung. Das zweite Referat dieses Tages hatte Frau Hindenberg-Delbrück, übernommen, die eindringlich die Bedeutung des hauswirtschaftlichen Unterrichtes für die deutsche Jugend begründete und neue Wege wies für die Durchführung der alten Forderung des Reichsverbandes Deutscher Hausfrauenvereine: ein hauswirtschaftliches Pflichtjahr als erstes Jahr der Berufsschule. Die Bestrebungen auf Einführung eines 9. Schuljahres werden vom Reichsverband Deutscher Hausfrauenvereine abgelehnt und zwar nicht nur auf Grund der Bedenken, die ihnen in technischer Hinsicht entgegenstehen.

Rationalisierungsfragen standen im Mittelpunkt des zweiten Tages. Frau Skutsch, Leipzig, berichtete über die Fortschritte in der Arbeit der Praktisch-Wissenschaftlichen Versuchsstelle für Hauswirtschaft, über ihren organisatorischen Ausbau, Wandlungen in der inneren Arbeit. Auch im Ausland ist man auf diese Schöpfung der deutschen Hausfrauen aufmerksam geworden und hat Vertretungen nach Leipzig gesandt, um von dort für ähnliche Arbeiten Anregung und Beispiel zu erhalten.

Von Bedeutung war auch ein Referat von Frau Mühsam-Werther über Rationalisierungsbestrebungen. Die Erkenntnis, daß die Verwirklichung eines großen Teiles der Rationalisierungsbestrebungen für die Praxis des Haushaltes heute noch an der Höhe der Elektrizitätstarife scheitert, führte zu einer Entschließung, in der eine Anpassung der Elektrizitätstarife an die Notwendigkeit elektrischer Haushaltsführung gefordert wird. —

Der letzte Tag führte die Hausfrauen nach Stuttgart und zur Besichtigung der Werkbund-Ausstellung „Die Wohnung“. Die Gewerbeschule in der Hallenausstellung zeigte eine große Zahl schöner Gegenstände und neuer Hausgeräte, die geeignet sind, die tägliche Arbeit der Hausfrauen zu erleichtern. Das größte Interesse wurde hier den Musterküchen des Stuttgarter Frauenausschusses entgegengebracht. Auch die Mustersiedlung auf dem Weißenhofgelände mit ihren 33 Bauten bildete einen Anziehungspunkt der Ausstellung und war naturgemäß von dem allergrößten Interesse gerade für die Hausfrauen.

Ist es nicht sonderbar, daß ...“

Zehn unangenehme Fragen und noch eine.

Ist es nicht sonderbar,
daß die Erwachsenen so viel Mühe und Zeit darauf verwenden, die Kinder zur unbedingten Wahrheitsliebe zu erziehen, aber nur wenig daran denken, ihnen ein nachahmbares Vorbild darin zu sein?

daß ein Kind, welches aus Versehen einen wertvollen Gegenstand zerbricht, meist hart gestraft wird, während ein anderes, das aus Trotz und Eigensinn etwa eine ausgelesene Zeitung zerreißt, in der Regel straffrei bleibt?

daß es selbstverständlich ist, daß die Mutter — sogar bergauf oder im Trubel der Stadt — den Kinderwagen schieben muß, während der Vater mit leeren Händen nebenher geht?

daß es Vereine für Züchter aller Art gibt, wo man sich bei erfahrenen Mitmenschen Rat und Anregungen geben lassen kann, während jeder sich für klug genug hält, Kinder zu erziehen, bloß, weil er sie selbst in die Welt gesetzt hat?

daß die meisten Männer — von den Berufserziehern abgesehen — Bücher und Aufsätze über Erziehungsfragen ungelesen lassen, sondern dergleichen als „Frauenkram“ betrachten?

daß Kinder bestraft werden, wenn sie sich beim Spiel die Kleidung beschmutzen, oder beschädigen, während es als selbstverständlich erachtet wird, daß der Vater oder die Mutter sich bei ihrer Arbeit die Kleidung beschmutzen oder beschädigen dürfen?

daß Kinder, die in der Schule bestraft worden sind, daheim noch einmal — und meist viel härter — bestraft werden, weil sie Strafe bekamen?

daß nur wenige Erwachsene mit der ihnen zuteil gewordenen Erziehung in Schule und Haus zufrieden sind, aber nicht daran denken, wie sie einst im Urteil ihrer Kinder dastehen werden?

daß soviel Mühe darauf verwandt wird, die Kinder zu möglichst klugen Menschen zu erziehen und so wenig darauf, sie das Glück des Kindseins möglichst voll auskosten zu lassen?

daß man die Fehler und Unarten anderer Kinder stets viel größer sieht als sie tatsächlich sind, während es bei den eigenen gerade umgekehrt ist?

daß man ähnliche Fragen noch stundenlang tun könnte und doch nur so wenige Leser sie ehrlich und vor sich selbst aufrichtig zu beantworten versuchen?

Auguste Bartz.

Schönheitspflege in englischen Fabriken.

Es ist bekannt, daß die moderne Fabriksarbeiterin nicht weniger als die Büroangestellte etwas auf ein gepflegtes Aeußere gibt. Da damit eine bessere hygienische Pflege Hand in Hand geht, so unterstützen die englischen Fabriken diese Entwicklung. Sie sorgen nicht nur für Waschgelegenheiten, sondern stellen selbst Friseure an; letzthin hat eine Fabrik sogar einen Manicure-Salon eingerichtet. Jede neueingestellte Arbeiterin lernt hier zunächst Pflege ihrer Hände kennen. Die Folge ist, daß der frühere Fabriksarbeiterinnentyp mit unsauberen Händen und ungeordnetem Haar allmählich verschwindet.

Kasperle als Arzt. Ein origineller Versuch wurde letzthin in einer Berliner Gemeindeschule gemacht. In den Kindern sollte durch Vorführung eines Kasperle-Theaterstückes Interesse für hygienische Fragen geweckt werden. So zeigte sich Kasperle als Gehilfe und Vertreter des Arztes und betätigte sich zum Teil in humoristischer Form in einer Sprechstunde. Durch Fragen an die kleinen Zuschauer regte er diese zum Mitspielen an. Der Erfolg soll ein ausgezeichneter gewesen sein, wie die Lehrer später durch Fragen über das Gehörte feststellen konnten.

Die Welt am Sonntag.

Modenbeilage „Mode vom Tage"

Verlags-Schnittmuster nur für Abonnenten. Kostüme und Kleider 90 Pf., Blusen, Röcke, Kindergarderobe und Wäsche 70 Pf. Zu beziehen durch die Geschäftsstelle.

Berliner Modenschau

Die Mode der Dame



663 664 665 666

663. Stoffmantel mit Schalkragen und Manschetten aus Fuchs. Ein Pelzstreifen besetzt auch den unteren Rand des rechtsseitig untergesteppten Teiles, welches oben abgerundet ist.

664. Kostüm aus glattem Rock und dreiviertellanger Jacke bestehend. Letztere ist mit Pelz reich besetzt, und zwar reicht die Garnierung an der rechten Seite viel höher wie linksseitig. Am Kragen ist gleich ein Schal angeschnitten. Die Jacke schließt mittels eines Knopfes.

665. Kleines Abendkleid aus heller Seide. Verarbeitet man Crêpe satin, dann wird die Bluse nie ersichtlich geteilt und die Teile abwechselnd stumpf und glänzend verarbeitet. Man kann auch nach den angegebenen Linien Biesen abnähen, was wesentlich einfacher ist. Der Rock ist leicht gezogen, zwei wasserfallähnliche Bahnen werden dem breiten Gürtel mit Schnalle in der vorderen Mitte untergenäht.

666. Aus marineblauer Seide ist das hochschließende Kleid mit langen eingesetzten Aermeln. Dem Rock wird linksseitig eine am unteren Rande spitz auslaufende, glockige Bahn zwischengesetzt.

„Berlin ist Mode!" betitelt sich die lustige kleine Revue, die als Umrahmung einer täglich wechselnden Modenschau auf der Bühne des Funkhauses am Fuße des Funkturms in der Reichshauptstadt zweimal täglich abrollt und mit manch lustigem Wort allerlei Torheiten geißelt, immer aber eine liebenswürdige Begleiterscheinung der Ausstellung „Die Mode der Dame" bleibt. Ja, Berlin ist wirklich Mode geworden, nämlich als Ausstellungsstadt: alle Branchen streben danach — dank der geschickten Förderung des Messeamtes der Stadt Berlin — in den weiten Hallen am Kaiserdamm ihr Können zu zeigen! Kaum schließt heute eine Ausstellung draußen die Pforten, da rollen schon die hochbepackten Lastautos mit verhüllten Geheimnissen heran, die nun wieder schaulustige Berliner und Fremde begeistern werden. Augenblicklich also steht die große Funkhalle im Dienste der Dame und Tausende von eleganten Frauen pilgern hinaus, um Erlesenes aller Art zu sehen, das deutscher Fleiß und deutsches Genie geschaffen hat, um das Wunderwerk der Schöpfung, die Frau, zu noch größerem Kunstwerk zu machen. Die Ausstellungsleitung betont: „eine Qualitätsschau modischer Dinge!" Sie verdient Dank für die Beschränkung: Modeschauen haben wir wirklich mehr als genug, bei denen man einen Querschnitt durch das Gebiet der Herbst- und Wintermode 1927/28 erhalten konnte; die Ausstellung „Die Mode der Dame" soll mehr sein: sie will zeigen, daß unsere deutsche Modenindustrie und all die Industrien, die mit ihren Erzeugnissen der Dame zu dienen berufen sind, Hochwertiges an Qualität, Erlesenstes an geschmacklichem Wert schaffen. Es ist kein Chauvinismus, wenn hinter jedem Stück da draußen unsichtbar das Mahnwort geschrieben steht: „Das ist deutsche Arbeit, ist sie nicht ebenso gut und besser als fremde Erzeugnisse?"; es ist berechtigter Stolz auf deutsche Leistung.

Wirklich, sie haben Recht, die Aussteller da draußen, wenn sie auf ihre Schöpfungen stolz sind! Wie gesagt, es ist keine Modenschau, die nun alle Dinge logisch geordnet zeigt, die die Dame von heute braucht. Denn was man sieht, entspricht nicht immer dem Geldbeutel und vielleicht auch nicht immer ganz dem Geschmack der größeren Mehrzahl unserer Damen. Man hätte vielleicht manches ein wenig zurückstellen können: es fehlen fast vollständig — bis auf einige wenige Modelle, die der Stift unserer Zeichnerin festhielt — gute Gebrauchsmäntel, Kostüme und einfachere Kleider. Man muß sich eben immer vor Augen halten, es ist eine Qualitätsschau, keine Modenschau im landläufigen Sinne. Aber unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, ist der Besuch der Ausstellung ein Genuß. Der interessante Bau der Halle ist mit seiner eigenartigen zackigen Deckenkonstruktion gerade der rechte Rahmen, da die geschickte Hand des Architekten die Decke mit leichten blauen Schleierbehängen umkleidet und die Mitte der Halle mit einer „Apotheose der Mode" — aus einer Weltkugel ragt eine vergoldete Schneiderbüste, an die sich ein Silberpfau schmiegt — dekorativ geschmückt hat. Die innere Freifläche ist den führenden Berliner Modehäusern eingeräumt. Lange Glasvitrinen zeigen die entzückendsten Hüte und Kappen, die man sich denken kann. Ein Ueberblick ergibt, daß man im kommenden Winter doch wohl wieder den kleinen, sogar vielfach randlosen Hut bevorzugen wird. Filz und Velours scheinen besonders beliebt und paradieren in Schwarz, Marineblau, Bernstein und rötlichbraunen Tönen. Als besonders lustige Nuance läßt sich feststellen, daß die Mehrzahl dieser Hütchen das eine Auge wie bisher fast verdeckt, das andere aber ein wenig mehr freiläßt. Unerhört prächtig sind Hauben und Kappen aus Goldstoff und Goldspitze, die als abendlicher Kopfputz gedacht sind: russische Tiaren, helmartige Gebilde mit reichem Schmuck aus farbigen Steinen wirken geradezu phantastisch in ihrem Prunk. Zu beiden Seiten dieser Vitrinen erstrecken sich lange Estraden, auf denen eine reizende, aber schweigende Versammlung wächserner Damen all die bezaubernden Kleider, Mäntel und Pelze, Kostüme und Complets zur Schau stellt, die unsere ungekrönten Fürsten im Reiche von Nadel und Schere gedichtet haben. Man kann beim besten Willen hier keinen Querschnitt geben: zu abwechselnd, zu originell, zu bunt und vielseitig ist hier die Fülle der Gesichte. Unbedingt werden also die Röcke weiter, steigen die Taillen höher — aber sonst? Natürlich sind alle Röcke mit reizendster Phantasie ausgestaltet, wie es die Mode dieses Winters will, doch wie nun diesem Gesetz bei jedem einzelnen Modell anders gehorcht wird, das läßt sich kaum schildern. Auffallend viele Stilkleider sieht man, besonders hübsch eins mit glattem Leibchen aus Goldlamé, dessen Rock eine duftige Wolke goldbrauner Tüllvolants war. Dazwischen dann wieder Kleider, deren ruhige Schlichtheit vielleicht den Gipfel der Eleganz bedeutet: ein leicht blusendes Leibchen, dem eine winklig aufgesetzte Passe einen kaum merkbaren Effekt verleiht, glatter spitziger Ausschnitt — natürlich keine Aermel — dazu ein Bajaderengürtel, von dem scheinbar ein glockiger Teil über den sonst glatten Rock herunterfällt. Natürlich waren Abendkleider bevorzugt, weil sie ja der Phantasie reicheres Beschäftigungsfeld geben, aber auch einige hübsche Nachmittagskleider, meist in Crêpe satin, zeigten, daß man auch hier allerlei Gutes zu leisten wußte. Unter den Complets gefiel besonders eins: zu einem ganz einfachen mattgrünen Kleidchen gehörte ein grüner, zart mit roten Mustern durchwirkter Mantel, der innen mit Pelz gefüttert war. Letzteres ist überhaupt eine neue Ausprägung des Begriffes „Wintermantel" und man kann sagen, daß es sehr schick und zurückhaltend aussieht. Pelz ist natürlich überall Trumpf: er schmückt die Mäntel für den Vor- und Nachmittag, die wundervollen Abendhüllen aus Velourchiffon, die wenigen, aber reizenden Kostüme, die man sieht. Dabei verwendet man wieder viel mehr Edelpelze — vorausgesetzt, daß der Beutel entsprechend gefüllt ist — und besetzt die Sachen mit den teuersten Blau-, Schwarz- und Silberfüchsen. Natürlich haben auch die Kürschner ihrerseits eine Menge ausgezeichneter Pelzmäntel zur Schau gestellt und beweisen, was sie in ihrer hübschen Werbeschrift behaupten: „Pelz ist immer Mode!" Denn alle Arten und Farben edler und künstlich verarbeiteter minder edler Pelze erregen die Bewunderung: Nerzmäntel, deren Preise man nur zu flüstern wagt, und Breitschwanzmäntel, die in ihrem weichen Schimmer die erlesenste Auswahl der Felle verraten, daneben auch erschwinglichere Mäntel, Seal, Pechanikki, Jacken aus Zobelmurmel. Man muß sich aus dem Gewirr einen Augenblick in stillere Gegenden konzentrieren, um zur Besinnung zu kommen — am Hallenende winkt links der „Hof der Schönheit", wo die führenden Parfümerien in einer entzückenden Tempelanlage zeigen, womit sie der Schönheit der Dame dienen können, während rechts lockende Geigenklänge den Schritt zum Café „Samt und Seide" lenken, wo man auf Stühlen in seltsamen Formen — auch hier siegt die „neue Sachlichkeit" — behaglich ausruhen und seinen Mokka schlürfen kann. Der Name deutet auf das Café umgebende reizvolle Schau aller der köstlichen Stoffe, die wir verarbeitet bereits bewundern konnten. Ehe wir hinaufsteigen in die oberen Regionen der Halle, werfen wir noch einen Blick auf die Erzeugnisse der Schuhkünstler, freuen uns über die goldenen Schuhchen mit Straßstickerei, über die Aschenbrödelpantoffelchen aus weichstem Saffianleder mit Schwanenflaum, bestaunen einen originellen Russenstiefel aus Schlangenleder, wandern dann hinüber, wo die Handschuhe locken, um festzustellen, daß der Stulpenhandschuh neuerdings seine Stulpe mit Perlen besticken läßt, gucken auch noch einmal zu den lustigen acht Negerlein herein, die als Mittelpunkt der Schirmausstellung sich unter wahren Wunderwerken gestreifter Seidenschirme unermüdlich im Kreise drehen. Dann aber geht es nach oben, wo in 37 ganz wunderhübsch gestellten Szenen das Leben der Dame von Welt an uns vorüberzieht. Wir sehen die Gnädigste erwachen, belauschen sie beim Friseur, wo die neusten Apparate blitzen, wir blicken in das Zimmer ihrer Kinder und ihr Badezimmer, wir dürfen ihre Weihnachtsträume mitträumen und ihren Geburtstagstisch bewundern, wir reisen mit ihr auf dem Dampfer zum Nordkap und beobachten sie am Strande nach dem Bad, wir erleben sogar, wie der gestrenge Zollbeamte ihre Koffer auf Verzollbares prüft — alles naturgetreu unter Verwendung der reizendsten Kleider, Schuhe, Hüte, Wäsche, in Räumen, die erste Möbelhäuser ausstatteten. Stunden um Stunden verfliegen! Immer lockt neues, bis man müde aber froh dies Haus verläßt, das der Mode der Dame geweiht ist!

BRIEFMARKEN-UMSCHAU.

Was Griechenlands Marken erzählen.

Zur Freude des Briefmarkensammlers hat sich bereits seit dem Jahre 1896 auf den schönen Postwertzeichen Griechenlands in den verschiedenen Ausgaben ein gutes Stück der alten hellenischen Geschichte, Kultur und Kunst, anschaulich wiedergespiegelt. In dieser Beziehung schließt sich auch die neue, in diesem Jahr erschienene Markenreihe — der Druck von den in London hergestellten Platten erfolgte in Griechenland selbst — ihren Vorgängerinnen würdig an. Es handelt sich um 14 verschiedene, zum Teil in zweifarbigem Tiefdruck vorbildlich ausgeführte Werte mit neun verschiedenen Darstellungen.

Die Wertstufen zu 5, 50 und 80 Lepta zeigen ein Meisterwerk neuerer Ingenieurkunst, an dessen Ausführung aber schon Julius Cäsar, Nero und Hadrian gedacht hatten: den Kanal von Korinth. Er durchschneidet den schmalen Landstreifen zwischen dem griechischen Festland und dem Peloponnes und kürzt die Schiffsreise zwischen Adria und Aegäischem Meer um rund 200 Meilen ab. Der Kanal, dessen Bau 1882 begonnen und in 12 Jahren von französischen und griechischen Gesellschaften fertiggestellt wurde, ist 4 englische Meilen lang, 23 Meter breit, und 9 Meter tief; auf beiden Seiten erheben sich bis zu 60 Meter hohe Felswände, über die an der Stelle, die auf dem Markenbild wiedergegeben wird, die wichtigste Eisenbahnlinie hinwegführt.

Auf den Markenwerten zu 10 und 20 Lepta sieht man eine Dodekaneserin und eine Mazedonierin in ihren Landestrachten, vervollständigt durch ebenso malerische Kopfbedeckungen. Die 12 .Inseln des Dodekanes, (Rhodos, Patmos, Leros, Kalimnos usw.), die den südlichen Sporaden angehören, haben eine bewegte Geschichte. Ursprünglich im Besitz des Byzantinischen Reichs und der Ritter von Rhodos, gingen sie später an die Türkei über. Im Türkisch-Italienischen Krieg von 1912 besetzten die Italiener die Inseln, und die italienischen Briefmarken wurden mit den einzelnen Inselnamen überdruckt. Auch im Weltkrieg spielten die Inseln eine gewisse Rolle. Im Londoner Vertrag von 1915 wurden sie Italien für seinen Eintritt in den Krieg versprochen; 1919 hatte dann Italien eingewilligt, sie an Griechenland abzutreten, was aber wiederrufen wurde, so daß der Dokanes heute italienischen Kolonialbesitz bildet. Die meist griechische Bevölkerung trägt noch mit Vorliebe ihr Nationalkostüm, das meist reich mit bunten Stickereien geschmückt ist. Auch im klassischen Reich Philipps von Mazedonien und Alexanders des Großen ist noch häufig die Landestracht anzutreffen; sie zeichnet sich durch leuchtend bunte Farbenpracht aus, und die eigenartige helmartige Kopfbedeckung der Frauen will man noch von dem Pyrrhus-Helm der althellenischen Zeit herleiten.

Das Kloster Simon Petros auf dem Berge Athos, das auf der Marke zu 25 Lepta dargestellt ist, besteht aus einer ungemein malerischen Gruppe von russischen, bulgarischen, serbischen und griechischen Klosterbaulichkeiten. Gegründet im 14. Jahrhundert, fiel das Kloster wiederholt großen Bränden zum Opfer und litt unter den griechisch-türkischen Kämpfen. Die Landzunge mit dem Berg Athos ist nur von der See aus zugänglich, und Frauen und selbst weiblichen Tieren ist der „Eintritt verboten“. Auf der 40-Lepta-Marke bemerkt man den sogenannten „Weißen Turm“ von Saloniki, der zweitgrößten griechischen Stadt, die im 15. Jahrhundert in die Hände der Türken gefallen war. In jener Zeit wurde an der Meeresküste von Gefangenen der Turm erbaut, der bis vor kurzem einen Teil der Festungswerke bildete und jetzt als Gefängnis benutzt wird.

Auf weiteren Marken begegnen wir Proben der altgriechischen Baukunst. Die Werte zu 1 und 10 Drachmen zeigen den berühmten Theseus-Tempel auf dem sogenannten Markthügel der Akropolis bei Athen. Er gilt als der am besten erhaltene griechische Tempel und soll um 400 v. Chr. errichtet worden sein. Die mächtigen dorischen Säulen aus pentelischem Marmor sind mehr als 6 Meter hoch und tragen an der im Bilde sichtbaren Ostseite Reliefs, die die Arbeiten des Herkules darstellen. Die Akropolis selbst die weltbekannte Stätte der schönsten althellenischen Architektur-Denkmäler, findet sich auf dem Wert zu 2 Drachmen und etwas größer auf der 25-Drachmen-Marke. In den frühesten Zeiten war hier die Residenz der Könige und später der Sitz der Regierung; zur Zeit des Perikles war die Stätte dem Gottesdienst geweiht. Im Mittelalter wurde der Parthenon-Tempel christliche Kirche, um dann von den Türken in eine Moschee verwandelt zu werden. Bis zum 17. Jahrhundert blieb dieser Teil fast völlig erhalten; dann wurde er, bei der Belagerung der Türken durch die Venetianer, infolge einer Pulverexplosion größtenteils zerstört. Eine Rekonstruktion mit dem ursprünglichen Material ist jetzt im Gange.

In die neue Zeit führen uns die übrigen Marken. Auf dem Wert zu 3 Drachmen ist der griechische Schlachtkreuzer „Georgios Averoff“ abgebildet, der während der Balkankriege dem Admiral Condouriotis als Flaggenschiff diente. Das Schiff führt den Namen nach einem als besonders wohltätig bekannten griechischen Millionär, der u. a. große Summen für den Ankauf des Kreuzers wie auch für die Wiederherstellung des Stadions in Athen spendete. Die Werte zu 5 und 15 Drachmen endlich tragen das schönste der modernen Bauten Athens, die nach einem Entwurf des österreichischen Architekten Hansen errichtete Akademie der Wissenschaft, und schließen damit eine Briefmarkenreihe ab, die in ihrer bedeutsamen Bildersprache als musterhaft gelten darf.

M. Büttner.

Neue Briefmarken. Die letzten Wochen haben wieder eine ganze Reihe neuer Ausgaben gebracht. Gelegentlich der Briefmarken-Ausstellung in Luxemburg erschien dort ein hervorragend ausgeführter Satz mit dem Doppelbildnis der Großherzogin Charlotte, und des Prinzen Felix. — Lichtenstein verausgabt zum 87. Geburtstag seines Fürsten Wohltätigkeitsmarken mit dem Landeswappen in ornamentaler Umrahmung. — Hübsche neue Flugpostmarken hat sich Ungarn zugelegt, mit dem sagenhaften, über den Wolken schwebenden Vogel Turul und einem nackten fliegenden Menschen mit Posthorn und Brief in der Hand, also vermutlich dem Briefträger der Zukunft! Aus Anlaß der ersten internationalen Luftpostkonferenz im Haag hat — Rußland eine breitformatige Marke, ein Flugzeug über einer Landkarte darstellend, herausgegeben. Aus Asien sind Fortsetzungen der neuen Markenserie Palästinas zu melden, diesmal mit der Zitadelle von Jerusalem und einer Ansicht vom See Tiberias. Aus der Türkei kommen neue Wohltätigkeitsmarken zugunsten des Roten Halbmondes; sie zeigen verschiedene Szenen aus dem Gebiet der Kranken- und Verwundetenpflege und sind reichlich bunt ausgefallen. — In Tunis hat man nach schweizerischem Vorbild eine Art Pro-Juventute-Ausgabe zum Besten der Kinderhilfe veranstaltet; das etwas merkwürdige Markenbild zeigt, umgeben von Palmen, Kamelreiter und Automobile. — Die in Amerika gelegene hollnädische Kolonie Surinam hat zur Abwechslung einmal Postwertzeichen zum Besten des Grünen Kreuzes geschaffen, das sich als Symbol auch im Mittelpunkt der Marken findet. Sonst ist aus der neuen Welt heute nur noch eine Ausgabe der Dominikanischen Republik zur Antillen-Ausstellung mit einer Abbildung des Hauptausstellungsgebäudes zu verzeichnen.

Die ältesten Briefmarken? Als älteste aller Postwertzeichen der heutigen Art galt bisher bekanntlich die schwarze 1 Penny Großbritanniens von 1840. Auf der letzten Briefmarkenausstellung in Straßburg wurden nun in der bekannten Sammlung Burrus zwei erst kürzlich entdeckte angebliche Zeitungsmarken vom Kap der guten Hoffnung aus den Jahren 1836 und 1840 gezeigt, über deren Charakter aber noch keine Klarheit besteht. Es sind durch einen Handstempel mit roter Farbe hergestellte markenähnliche Stücke mit der Inschrift: „Cape of good hope, One Penny“ und mit einer Krone in der Mite; sie sind entwertet mit einem ovalen Stempel, der ebenfalls eine Krone trägt. Der Besitzer selbst hält diese Marken für eine besondere Art von Quittung über bezahlte Beförderungsgebühren. Als Briefmarken in unserem heutigen Sinne sind sie wohl kaum anzusprechen.

Die Philatelie als Einnahmequelle. — Daß das Briefmarkensammeln von nicht zu unterschätzender Bedeutung für den Staatssäckel sein kann, beweist wieder eine Meldung aus den Vereinigten Staaten. Danach sind im Laufe des letzten Jahres von dem amtlichen philatelistischen Postbureau in Washington an Händler und Sammler für nicht weniger als rund 136 Millionen Dollar an Postwertzeichen verkauft worden. Die Verlockung zu kurzlebigen Gelegenheitsausgaben erscheint danach nur zu verständlich!

Ein Alt-Mecklenburger Markenmuseum. Wie aus Schwerin gemeldet wird, hat die dortige Landesregierung auf Anregung der Museumsverwaltung die bekannte Mahnkesche Sondersammlung von Alt-Mecklenburg-Marken angekauft, um sie dem staatlichen Museum anzugliedern. Die wertvolle Sammlung enthält 700 Einzelstücke, Marken und Ganzsachen, darunter verschiedene, die selbst dem Reichspostmuseum noch fehlen. Zu dem gleichen Zweck wurde auch eine mecklenburgische Stempelmarkensammlung von mehr als 1000 Stück erworben.

Albert Kürzl, der vielen Markensammlern seinerzeit als Verleger der Zeitschrift „Sammlerwoche“, als Herausgeber eines Markenkataloges, des „Großen Lexikons der Philatelie“ usw. bekannt geworden ist, stand dieser Tage in München vor Gericht. Neben seiner Briefmarkenzeitung, die vor kurzem mit einer Wiener Zeitschrift verschmolzen wurde, hatte Kürzl auch eine Fußballzeitung gegründet. Die Druckstöcke dazu bezog er von einer Münchener graphischen Kunstanstalt auf Kredit und gab als Sicherheit u. a. an, er besitze eine große wertvolle Briefmarkensammlung. Schließlich geriet er in Zahlungsschwierigkeiten, wodurch die Firma um etwa 13.000 Mark geschädigt wurde. Das Gericht verurteilte Kürzl wegen Betruges zu vier Monaten Gefängnis.

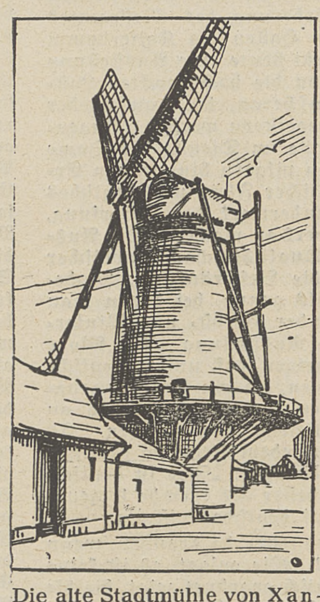
Die künftigen Schweizer Juventute-Marken. Bekanntlich ist die Reihe der Kantonswappen, die bisher alljährlich die prächtigen Wohltätigkeitsmarken der Schweiz schmückten, mit der letzten Ausgabe 1926 abgeschlossen worden. — Der nächste, Ende dieses Jahres erscheinende Satz dieser beliebten Postwertzeichen wird der Pestalozzi-Jahrhundertfeier gewidmet sein und Büsten des großen Pädagogen und seiner Gattin Anna Schultheß sowie Darstellungen aus seinem Leben bringen, wobei voraussichtlich ein größeres Format als bisher gewählt werden dürfte. Für die Juventute-Marken vom Jahre 1928 ab hat man einen besonders erfreulichen Gedanken aufgegriffen: sie werden schöne schweizerische Städte- und Landschaftsbilder zeigen.

Der Herbst.



Die rechte Zeit der Pirsch
auf Gams und auf den Hirsch.

Die Windmühle als Künstlerheim.



Die alte Stadtmühle von Xanten soll jetzt alsHeim fürKünstler eingerichtet werden. Die Stadt Xanten wird dieses Heim namhaften Künstlern zur Verfügung stellen.

Eines der eindruckvollsten Denkmäler Amerikas



ist die turmhohe Figur des Indianer-Häuptlings Black Hawk, die über die historischen Täler des Rock River in Ober-Illinois hinausragt.

Film

Das Wesen des Filmmanuskripts.

Von Clifford B. Hawley.

Produktionschef der First National Pictures Inc.

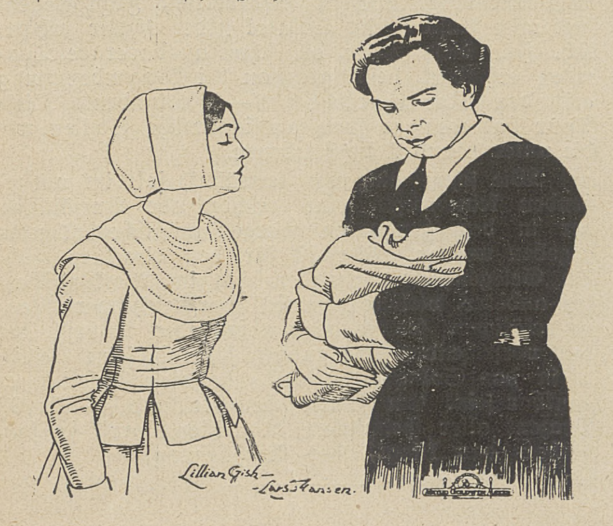
An jeden Schriftsteller, der einen Roman oder eine Novelle veröffentlicht, wird mit unbedingter Sicherheit von seinen Bekannten die Frage gerichtet: Warum schreiben Sie kein Filmmanuskript? Im Allgemeinen scheint die Ansicht vorzuherrschen, daß es für einen Schriftsteller, der das Wort zu handhaben weiß, eine Spielerei bedeutet, mit Filmmanuskripten Tausende zu verdienen.

Der Außenstehende übersieht die grundlegende Verschiedenheit zwischen den Ansprüchen eines epischen oder dramatischen Werkes und den Erfordernissen eines Filmschauspiels. Immer von neuem muß darauf hingewiesen werden, daß die Dichtung auf dem Wort, der Film auf dem Bilde basiert. Um einen brauchbaren Filmstoff zu liefern, muß der Autor vor allen Dingen verstehen, optisch zu denken und zu sehen, die Handlung also nicht auf das Wort, sondern auf das wechselnde Bild zu stellen. Der Romanautor, der so schreibt, daß die Geschicke der handelnden Personen sich bildhaft abrollen, hat bereits Filmblut in sich. So ist der handlungsreiche, temperamentvolle Fortsetzungsroman einer Zeitung eine wesentlich brauchbarere Grundlage für ein Filmmanuskript als der mit anspruchsvoller Psychologie arbeitende Buchroman.

Der Zeitungsroman verlangt unbedingt nach einer originellen und spannenden Handlung, ebenso wie der Film. Die Filmidee muß konzentriert sein, darf nicht die Belastung einer übergroßen Zahl handelnder Personen aufweisen und soll spannen und überraschen. Bewegung ist das Grundelement des bewegten Bildes. Das Wort darf nur ein spärlich verwandter Notbehelf sein.

So einfach diese Erläuterung ist, so erfaßt sie doch das Wesen des Films. Wieviele falsche Vorstellungen von den Anforderungen, die an ein Filmmanuskript zu stellen sind, in den Köpfen der Filmfremdlinge leben, beweisen die vielen Tausende von Filmmanuskripten, mit denen die dramaturgischen Büros der First National und der anderen Filmfirmen überschwemmt werden. In welchem Maße diese Erzeugnisse unverwendbar sind, zeigt am besten eine Zahl. Von den vielen Einsendungen, die das dramaturgische Büro der First National zugeschickt bekommt, ist im Durchschnitt kaum $^{1}/_{10}$ Prozent verwendbar.

Die meisten Einsender erschweren sich im übrigen die Arbeit dadurch, daß sie glauben, sie müßten ein kurbelfertiges Drehbuch abliefern, um Aussichten auf Annahme zu haben. Das Schreiben eines solchen Drehbuches erfordert jedoch soviel fachliches Können, eine so genaue Kenntnis der Filmherstellung und der Möglichkeiten der Technik, daß es für einen Filmneuling ausgeschlossen ist, ein wirklich gutes, drehreifes Manuskript zu liefern. Viele, die vielleicht in der Lage wären, eine gute Filmidee zu bringen, lassen sich durch die Ueberzeugung abschrecken, daß sie ein kurbelreifes Drehbuch liefern müßten und dazu nicht in der Lage sind. Es genügt vollkommen, Grundidee und Verlauf der Handlung in Form eines kurzen Exposés oder einer Art Novelle einzusenden. Den Lektoren wird die Arbeit ungemein erleichtert und auch für den Filmautor stellt das Schreiben eines Exposés nur einen Bruchteil der Arbeit dar, die ein Drehbuch erfordert. Die Hauptsache aber ist, daß die Filmidee gut honoriert wird und darauf kommt es schließlich an.



Im historischen Kostüm.

Von Lillian Gish.

Wir Frauen haben seit den ältesten Zeiten eine besondere Vorliebe für das Verkleiden gehabt. Kostümfeste, Maskenbälle, Redouten erwecken nicht ohne Grund meine Begeisterung.

Männer sind anders. Es gibt bestimmt viele Männer, die sich ebenso gern wie Frauen in ein Kostüm werfen oder werfen würden, aber die Mehrzahl fühlt sich geniert, geht lieber im Frack auf einen Kostümball und läßt sich eventuell nur zur Konzession des Dominos oder Rechtsanwaltstalars herbei.

Sie stellen sich dabei auf den Standpunkt, daß ein Kostüm sich nicht mit der Würde und dem Ernst des Mannes vereinbart. Ich finde, wenn die ganze Würde nur am Frack oder steifen Kragen hängt, dann ist sehr wenig Aufhebens von ihr zu machen.

Wir Frauen sind ehrlicher. Männer werden sagen, wir sind nur eitel, und wir freuen uns am Kostüm, weil wir wissen, daß wir gut darin aussehen, aber das ist es nicht allein. Wir haben genügend Phantasie, um uns einzubilden, daß wir mit dem Kostüm der historischen Tracht auch einen anderen Menschen anziehen. Wenn wir uns als Rokokodame oder spanische Prinzessin oder als Zi-

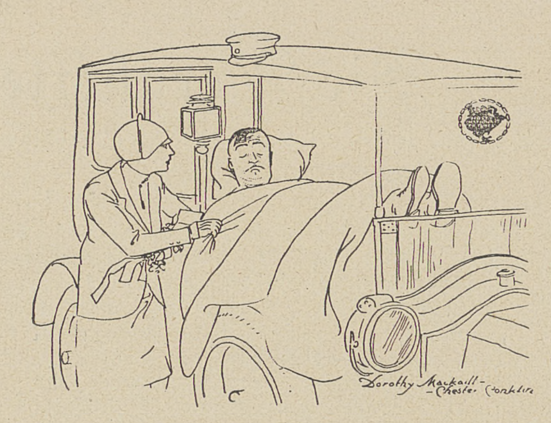


geunerin verkleiden, dann fühlen wir uns eben vollkommen als Rokokodame, spanische Prinzessin und Zigeunerin. Die heutige Mode, so kleidsam sie ist, gibt den Frauen ja doch nur eine Art Uniform. Und wenn wir uns das Kostüm anziehen, das zu uns paßt, dann machen wir uns frei von der Uniform und sind ganz wir selbst.

Ich spiele darum so gern in Kostümfilmen. Ich habe das Gefühl, daß ich mich mit dem Kostüm verwandle. In „Boheme" trug ich die Tracht der Dreißiger Jahre, und während der Aufnahmen zu dem Film spielte ich nicht, sondern war die kleine Pariserin jener Zeit. Der Metro-Goldwyn-Mayer-Film „Der scharlachrote Buchstabe" versetzte mich unter die strenge Herrschaft der Puritaner und in dem Film „Mein Herz ist im Hochland" bin ich ein schottisches Edelfräulein des 16. Jahrhunderts.

Ich weiß nicht, welche dieser Rollen ich am liebsten gespielt habe und ich weiß auch nicht, welches meiner Kostüme ich am liebsten trug. Denn sobald die Aufnahmen begannen, waren die Kostüme keine Kostüme mehr für mich, sondern die äußere Ergänzung der Gestalt, die ich darzustellen hatte und erlebte.

Aber ich könnte nun eben meine Rollen nicht erleben, wenn ich das Kostüm nicht so gern trüge und immer den Wunsch hätte, mich zu verwandeln. In jeder Frau steckt bekanntlich eine mehr oder minder begabte Schauspielerin. Wenn sie einen Kostümball besucht, so ist es für sie der Ersatz des Theater- oder Filmspielens. Ich weiß bestimmt: Hätte das Schicksal mich nicht zur Filmdarstellerin gemacht, so hätte ich meiner Freude am historischen Kostüm dadurch Ausdruck gegeben, daß ich nach Möglichkeit kein Kostümfest versäumt



hätte. Jede Frau, auch die modernste, trägt die Sehnsucht nach Romantik in sich. Und das Kostüm erfüllt einen Teil dieser Sehnsucht auf eine ebenso hübsche wie harmlose Weise.

Der Komiker hat's am schwersten.

Bei seinem letzten Aufenthalt in einem kalifornischen Seebad entging der große Paramount-Star Harold Lloyd nicht seinem Schicksal, zum ungezählten Male interviewt zu werden. Harold Lloyd wehrte sich zuerst. „Ich bin zu meiner Erholung hier", erklärte er. „Meine kleine Frau und meine kleine Tochter haben es mir streng untersagt, mich mit geschäftlichen Dingen zu befassen." Aber der Journalist, der bestimmt sehr tüchtig war, ließ nicht locker. „Nur ein paar Minuten", sagte er beschwörend und begann sofort mit seiner ersten Frage: „Fühlen Sie nicht eine große Befriedigung, daß Sie so vielen Menschen auf der Welt so viele vergnügte Stunden bereiten?"

„Natürlich", antwortete „Er" kurz.

„Finden Sie nicht, daß der Held von Dramen oder der Darsteller von Schurkenrollen eigentlich eine viel undankbarere Tätigkeit hat als Sie?"

Harold Lloyd blickte auf die Uhr, verzog sein sonst so ernstes Gesicht zu einem kleinen Lächeln — er lächelt im Privatleben nämlich höchst selten — und sagte dann: „Entschuldigen Sie, daß ich da anderer Ansicht bin. Der Komiker hat es am schwersten. Ueberlegen Sie einmal, was ich in meinen Filmen alles erdulden muß. Ich habe immer Pech. Ich muß mich in die gefährlichsten Situationen begeben, und wenn es mir noch so schlecht geht, werde ich ausgelacht. Nehmen wir nur meine beiden letzten Filme als Beispiele. In dem Paramount-Film „Der Sportstudent" entwickle ich die glühendste Begeisterung für den Sport, habe aber nur Tücken und Bosheiten zu erdulden. Ist das gerecht? Oder denken Sie an meinen anderen neuen Film „Um Himmelswillen, Harold Lloyd!" Was für unbeschreibliche Dinge muß ich da unverschuldet erleiden! Nein, meine Tätigkeit ist gar nicht so dankbar!"

„Aber", stotterte der Journalist, „Sie mißverstehen mich..."

„So?" Harold Lloyd erhob sich. „Es ist möglich. Im Grunde genommen, ist ja alles nicht so schlimm, denn ich bekomme am Schluß immer mein Mädel. Außerdem gibt es einen Punkt, in dem wir alle drei, der Heldendarsteller, der Schurke und ich, der Komiker, es sehr schwer haben."

„Und zwar?"

„Wir müssen uns ununterbrochen interviewen lassen. Halten Sie das für eine leichte Arbeit? Guten Tag, mein Herr."

Der Journalist soll von dem Resultat seiner Unterredung mit Harold Lloyd nicht ganz befriedigt gewesen sein.

Die verfilmte schöne Helena.

In den Ateliers der First National finden zur Zeit die Aufnahmen für einen großen historischen Film statt. Der englische Titel dieses Films lautet: „The Privat Life of Helen of Troy" und behandelt das Schicksal der schönen Helena, die durch Maria Corda ihre Verkörperung findet. — Maria Corda ist bekanntlich Ungarin und gilt als eine der elegantesten Filmdarstellerinnen der Welt.

Die Regie führt Alexander Korda, Lew Stone und Ricardo Cortez spielen die tragenden männlichen Rollen. Weiter sind Alice White, George Fawcett, Mario Carillo, Tom O'Brien, Gus Patros, Bert Sprotte, Gordon Elliott u. a. in wichtigen Rollen beschäftigt.

Die Bauten für die Außenaufnahmen gehören zu den imposantesten, die bisher für einen Film errichtet wurden.

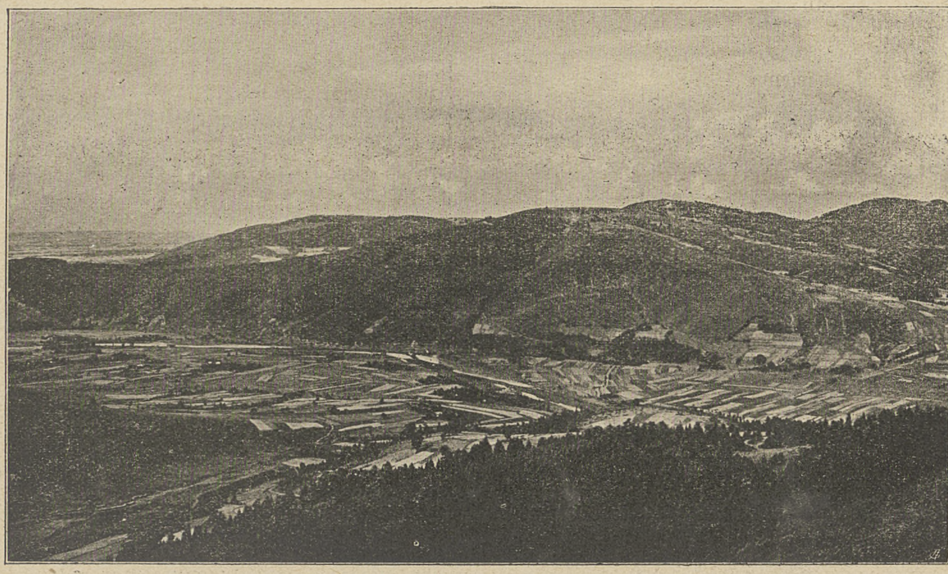
Touristik

Die Bergkette jenseits der Sola.

Ein touristisches Neuland, das der Erschließung harrt. — Einige hübsche Bergpartien des Solagebirges.

Von Dr. Ed. Stonawski.

Der Name „Solagebirge“ stammt von Professor Dr. Eduard Hanslik, einem Bielitzer Kind, der inzwischen als Professor an der Universität Wien einen bedeutenden Namen sich erworben hat. Zum „Solagebirge“ rechnet Professor Hanslik den Josefsberg, den Hanslik, mit der Hrobacza-Łęka, der Zasolnica (diesseits der Sola), den Zjar, die Kiczera, den großen und kleinen Czysownik usw. jenseits der Sola. Heute soll nur von letzteren jenseits der Sola — von Bielitz aus gerechnet — gelegenen Bergen die Rede sein, die den Touristen vor nicht zu langer Zeit fast ganz unbekannt waren, heute nur von wenigen besucht werden, aber aus mehrfachen Gründen eine viel größere Beachtung verdienen. Wie erwähnt, sind sie spärlich besucht, und sollten deshalb für jene Touristen, welche nicht gerne auf den breiten Heerstraßen der Touristik ziehen, eine besondere Anziehung sein, zweitens kommt dort die in jedem von uns steckende Entdeckernatur billig auf ihre Rechnung; desweiteren führen die Touren insgesamt ins Solatal und bieten zur Sommerzeit willkommene Badegelegenheit, ferner darf auch die im Bau befindliche Talsperre bei Porombka unser Interesse wecken, eine Unternehmung, die vielleicht in nicht zu ferner Zeit das Solatal und die Solaberge in den Vordergrund der Touristik stellen wird, schließlich hört man in Bielitz, insbesondere seit der Entwicklung des Autosportes, viel vom Kocierz und der Kocierzkunststraße, die gerne mit der Semmeringstraße verglichen wird, die man eben bei Touren in die Solaberge kennen lernt. Die Solaberge jenseits der Sola sind — heute noch vom Standpunkt der Touristenvereine gesprochen — herrenloses Gebiet.



Solatal mit Zjar und Kiczera.



An der Sola.

Abgesehen von jenen wenigen, die mittels Autos ins Solatal gelangen können, und von dort einen Aufstieg auf den Zjar usw. unternehmen, abgesehen weiter von jenen, die etwa im Schutzhaus auf dem Josefsberg übernachten, ins Solatal absteigen, und die Solaberge aufsuchen, kommt für die Touristen wohl nur der Aufstieg von Andrychau in Betracht. Varianten dieser Touren gibt es viele, so viele, als es Berge gibt. Hier sollen aber nur drei Touren geschildert werden, die geeignet sind, die Solaberge am besten kennen zu lernen, die auch touristisch viele Schönheiten bergen. Bemerkt wird im voraus, daß es sich ausnahmslos um Tagespartien handelt, d. h. Partien, die von Bielitz aus mit Benützung der Bahn in einem Tage bewältigt werden können. Denn Schutzhäuser und sonstige Absteigquartiere für Touristen gibt es in den Solabergen nicht und auch in den wenigen Bauernhäusern — diese Siedlung ist äußerst spärlich — sind Nachtquartiere kaum zu haben. Betont muß ferner werden, daß es Markierungen in dem in Rede stehenden Gebiete bis nun nicht gibt, selbst die in der Touristenkarte des Beskidenvereines vom Jahre 1924 (letzte Ausgabe) eingezeichnete rote Markierung vom Kocierz nach Międzybrodzie ist nur Projekt. Die Touristen müssen sich somit mit einer Karte versehen, am besten mit der eben genannten und müssen der Karte nach gehen, was aber bei der ziemlichen Uebersichtlichkeit des Terrains keine weiteren Schwierigkeiten bereitet.

Andrychau — Sulkowice, — Targanice — Zlotagora — Bukowski Gron, — Palenica — Porombka. Mit der Bahn ab Bielitz 7'30 Uhr früh. Ankunft in Andrychau nach 9 Uhr. Zu Fuß. (Wagenbenützung mit Rücksicht auf die kurze Straßenstrecke zwecklos), durch Andrychau über den imposanten Ringplatz (schönes Schloß) südlich auf der Reichsstraße ca. 3 Kilometer nach Sulkowice, von dort nach Targanice am Fuße der Zlota Gora (etwa $2\frac{1}{2}$ Kilometer) Aufstieg auf die Zlota Gora, 759 Meter, Weitermarsch am Kammweg (Schneißenweg) zum Bukowski Gron, 729 m herab, und die Palenica 782 m hinauf. Aussichtsreicher Blick auf die Berge bis zu der Babiagora, bei klarem Wetter auf die Tatra, die links der Babiagora erscheint. Schöner Blick auf das Tal gegen Kenty, Andrychau, man sieht Oswiencim und bei klarem Wetter bis nach Oberschlesien hinein. Von der Palenica Abstieg nach Porombka. Empfehlenswert das Gasthaus Klausner, mit einer Tafel als Touristenstation des Beskidenvereines gekennzeichnet. Vis-a-vis eine der schönsten Badestellen der Sola, wegen der Tiefe aber Vorsicht geboten. Im genannten Gasthaus ist Fahrgelegenheit zu haben nach Kenty. Wer noch bei Kräften ist — die Tour Andrychau über die genannten Berge nach Porombka erfordert 4 Stunden — der kann über die Zasolnica und den Hanslik nach Bielitz wandern (gute 5 Stunden) oder zu Fuß nach Podlasy gehen (eine gute Stunde). Auf einem Ausläufer der Zasolnica sind Reste einer angeblichen Burgruine, von der im Roman des Bielitzer Finger „Godo und Godlinde“ die Rede ist.

Andrychau — Sulkowice — Kocierz — Uplas — Großer Czysownik — Kiczera — Zjar — Międzybrodzie. Ueber Sulkowice hinaus auf der Reichsstraße auf den Kocierz bis zum Kilometerstein 10. Diese lange Straßenwanderung auf der, wenn auch guten Straße legt man besser mit Wagen zurück. Solche sind in Andrychau unschwer zu haben. Etwa ein Kilometer hinter der Paßhöhe bescheidenes Wirtshaus mit herrlicher Aussicht. Der Weg führt von der Paßhöhe über die Koten 755, 771 auf den Uplas 879, weiter auf die Höhe 893 (führt in der Karte keinen Namen), eine Schneise hinab in einen Sattel und sodann zum Gipfel des großen Czysownik 853 Meter. — Vom Gipfel des Czysownik herunter in den Sattel Kote 698 m, hinauf auf die Kiczera 831 m, über freie aussichtsreiche Flächen (Aussicht wie ad 1) zum Gipfel des Zjar 761 m und schließlich zur Sola herunter. Die freien Flächen der Kiczera und des Zjar eignen sich im Winter ausgezeichnet zum Skilaufen. Der Beskidenverein Bielitz trägt sich mit der Absicht, den vorbezeichneten Weg zu markieren. Von Andrychau etwa 6 Stunden, bei Wagenbenutzung bis zur Paßhöhe etwa eine Stunde weniger. In Międzybrodzie Badegelegenheit. Von Międzybrodzie entweder über den Nowy-Swiat (die grüne Markierung wurde in der letzten Zeit erneuert) auf den Hanslik und nach Bielitz (ca. 4 Stunden) oder mit Wagen, der aber schwer erhältlich ist, nach Kenty oder Saybusch. Wen eine lange Straßenwanderung nicht verdrießt, der kann auf der Straße durch Międzybrodzie (bei Lipnik, so der Name der Gemeinde) über den Paß zwischen Hanslik und Josefsberg, das sogenannte „steinerne Kreuz“ nach Straconka und Bielitz wandern (gute drei Stunden).

Andrychau — Kocierz — Uplas — Großer Czysownik — Jaworzyna — Koscielec — Solatal — Saybusch. Zunächst wie ad 2 auf den Gipfel des großen Czysownik, unmittelbar hinter der Höhe 893 süd-westlich über die Kote 832 auf den Gipfel der Jaworzyna 864 m, und über den Koscielec 795 ins Solatal und auf der Straße nach Saybusch. Falls die Tour in einem Tage mit dem Zuge um 7'30 Uhr früh ab Bielitz gemacht werden soll, ist von Andrychau auf den Kocierz unbedingt Wagen erforderlich, Fahrgelegenheit vom Anstiege im Solatal leider schwer erhältlich. Für diese Tour, die schon ausdauernde Touristen erfordert, benötigt man bei Wagenbenutzung auf den Kocierz reichlich 7—8 Stunden. Diese Tour hat weniger freie aussichtsreiche Stellen wie die unter 1 und 2 beschriebenen.

Wie schon eingangs erwähnt, soll im vorstehenden keineswegs eine erschöpfende Aufzählung der in den genannten Bergen möglichen Touren gegeben werden. Hier ist für den einzelnen reichlich Gelegenheit vorhanden, sich im Auskundschaften anderer, vielleicht partiell vorzuziehender Wege zu betätigen. Gewiß wird aber jeder Tourist, der den vorstehenden Anregungen folgend, seine Schritte in das Solagebirge lenkt, für diese Anleitungen dankbar sein. Ein touristisches Neuland — für 90 Prozent aller heimischen Touristen harrt, so sonderbar das klingt, der Erschließung.

Sport

Sport vom vergangenen Sonntag.

Sonntag, den 16. Oktober l. J., kamen mit Ausnahme des Wettspieles „Sturm" gegen „Grazyna" gar keine erstklassigen Wettspiele zur Austragung. Ein Sonntag, der gerade infolge seines unsicheren und kühlen Wetters wie selten einer zur Austragung von Wettspielen geeignet war, die sich bestimmt eines guten Besuches zu erfreuen gehabt hätten. Der „BBSV." hatte die Absicht, gegen die „Hakoah" zu spielen, doch wurde dieses Wettspiel in letzter Stunde abgesagt. S.-V. Biala-Lipnik weilte auswärts zu Gaste. Der S. K. Bielitz und B. K. S. Biala pausierten. Hätte nur einer der Vereine ein Wettspiel gegen einen auswärtigen Gegner veranstaltet, er hätte bestimmt einen guten Besuch gehabt, denn die an die sonntägigen Wettspiele gewöhnten Sportplatzbesucher wußten nicht, was sie mit diesem Sonntagnachmittag anfangen sollen. Es wird von den hiesigen Vereinen immer geklagt, daß sie infolge geringer Einnahmen bei den Wettspielen keine auswärtigen Gegner verpflichten können. In diesem Falle ließ sich jedoch ein jeder unserer hiesigen Sportvereine eine sichere Einnahme entgehen. Der D. F. C. „Sturm" hatte sein Wettspiel gegen den S. K. Grazyna auf den Sonntagvormittag verlegen müssen, da der Platz für Nachmittag besetzt sein sollte. Inzwischen wurde dieses Wettspiel abgesagt und „Sturm", der am Vormittag spielte, mußte bei diesem Wettspiel ein ganz unnötiges Defizit erleiden, da die Vormittagswettspiele gewöhnlich schwach besucht sind. Man kann den hiesigen Sportvereinen den Vorwurf nicht ersparen, daß sie in dieser Hinsicht Mangel an Organisationstalent verraten und sich selbst finanziell einen Schaden zugefügt haben.

Sonntag nachmittag spielten auf dem BBSV.-Platz die Reserven des BBSV. gegen die dritte Mannschaft des DFC. „Sturm" und verloren unnötiger Weise 2:1. Die „Sturm"-Dritte spielte sehr hübsch und siegte verdientermaßen.

Vorher spielte die BBSV.-Dritte gegen die Reservemannschaft des B. K. S. und konnte gegen die durch einige Spieler der ersten Mannschaft verstärkte Mannschaft ein ehrenvolles 1:1 erzielen.

„D. F. C. Sturm" — „K. S. Grazyna", Dziedzitz 8:1 (4:0).

„Sturm": Ruschniok, Babik, Schwarz, Maschka, Hudecki, Kosma, Zydek, Lenski, Bathelt, Hazuk, Kendziur.

„Grazyna": Pilocik, Jurczyk, Czyz, Janik, Hein, Rosztkowski, Kulesza, Kotzian, Machalica, Buczek, Krawczyk.

Platz: B. B. S. V. — Schiedsrichter: Gabrisch. — Besuch: sehr schwach.

Von dem Retourspiel „Sturms" gegen „Grazyna", die doch „Sturm" in Dziedizt 4:2 geschlagen hat und Gruppenmeister der B-Klasse ist, erhoffte man ein spannendes Spiel, was aber keinesfalls der Fall war, da die Ueberlegenheit „Sturms" eine noch viel größere war, als das Resultat besagt. Unzählige Stangenschüsse der Stürmer, vergebene Elfmeter, Offside-Tore und die Belagerung des Grazyna-Tores zeugen von dieser Ueberlegenheit. In der Sportbeilage des Krakauer „Kuryer" war nach der seinerzeitigen Niederlage „Sturms", die durch Einstellung von Spielern der II. und III. Mannschaft verursacht wurde, zu lesen, daß „Sturm" kein Gegner mehr für „Grazyna" sei. Nun diesmal ist wirklich bewiesen worden, daß „Sturm" kein Gegner mehr für „Grazyna" ist und sich lieber spielstärkere Vereine für Wettspiele verpflichten sollte, die sicher mehr Anziehungskraft auf unser Sportpublikum ausüben würden, als „Grazyna" aus Dziedizt. Dabei wurde dieses Resultat trotz Einstellung von Ersatzleuten für Dobija, Wacha und Stwora errungen.

Spielverlauf: „Sturm" hat Anstoß und bedrängt gleich in den ersten Minuten, wobei in der 2. Minute durch Bathelt ein Tor erzielt wird, was aber zur Folge hat, daß die Mannschaft, trotz Ueberlegenheit, sich durch unnötige Spielereien um das Erzielen von Toren nicht kümmert. Einige Bälle gehen an die Stange, davon ein Prachtschuß Hudeckis aus weiter Entfernung. Erst in den letzten Minuten der ersten Spielhälfte tauen die Stürmler auf und in 4 Minuten werden drei Tore durch Bathelt, Hazuk, und Zydek erzielt, die eines schöner als das andere waren.

Nach Wiederbeginn ist „Sturm" in demselben Fahrwasser wie nach dem ersten Treffer und läßt sich unnötiger Weise durch ein Tor der „Grazyna", das durch Machalica in der 8. Minute erzielt wird, das Resultat verpatzen. Nun rollt Angriff auf Angriff gegen das Tor der „Grazyna", dabei werden die besten Situationen vergeben und Bathelt leistet sich Kabinettstücke im Verschießen. In der 10. Minute bringt Lenski Punkt 5 unter Dach und gleich darauf erzielt Zydek durch einen weiten Flügelball den 6. Treffer. Das 7. Tor kann in der 15. Minute Hazuk erzielen. „Grazyna" kommt jetzt nur sehr selten über die eigene Spielhälfte, wo Babik allein die Verteidigung besorgt. Einen Elfmeter will Ruschniok verwandeln, schießt aber dem Tormann in die Hände. Nun läßt „Sturm" merklich nach, die Anhänger möchten zwar gerne die Zahl bis auf 10 erhöht haben, müssen sich aber mit einem 8. Treffer zufrieden geben, der durch Maschka aus einem Elfer erzielt wird, bei welchem der Tormann sein Gehäuse verlassen hat. Ein unnötiges derbes Nachhacken eines Grazynaspielers trägt diesem den Ausschluß bei und bei weiteren Angriffen „Sturms" schließt dieses Spiel.

Ozeanfliegerin Miß Elders verschollen.



Von der unglücklichen Amerikanerin Ruth Elder die mit so vielen Hoffnungen von New York abgeflogen ist, hat man noch immer keine Nachricht.

„B. B. S. V. III" — „B. K S., Biala II". 1:1.

Trotz Ueberlegenheit der Bialaer müssen sie sich mit einem Unentschieden zufrieden geben, da sie der amtierende Schiedsrichter sehr benachteiligt. —

„Sturm III" — „B. B. S. V.-Reserve". 2:1 (1:1).

Durch ein Mißverständnis in der Zeiteinteilung der Wettspiele wurde „Sturms" III. Mannschaft an Stelle der gleichen Mannschaft der B. B. S. V., die Reserve entgegengestellt, die aber trotzdem eine Niederlage einheimsen mußte, die auf das gute Spiel „Sturms", in deren III. Mannschaft einige junge talentierte Spieler tätig sind, zurückzuführen ist.

„Cracovia" Krakau — „Pogoń" Lemberg 2:2 (1:1).

Vergangenen Sonntag fand in Krakau das Zusammentreffen vorstehend genannter Vereine statt, das deshalb besondere Beachtung verdient, weil hiebei zwei ehemalige polnische Meister aufeinandertrafen, die sich nach der jetzigen Gruppeneinteilung eigentlich feindlich gegenüberstehen. „Pogon" gehört der neuen polnischen Ligaklasse an, „Cracovia" ist der einzige dem P. Z. P. N. treu gebliebene Verein, der vielfache Krakauer Kreismeister. „Pogon" hatte bisher die Meisterschaft Polens inne, mußte jedoch in diesem Jahre den Titel des polnischen Meisters an die Krakauer „Wisla" abgeben, die in der neuen Liga mit 40 Punkten vor dem Kattowitzer I. F. C. und „Pogon" an der Spitze steht. „Cracovia" ist der Spitzenverein der dem P. Z. P. N. treugebliebenen Vereine und auch in diesem Jahre wieder Krakauer Kreismeister. Aus diesen Gründen wurde dem Zusammentreffen der beiden Vereine ganz besonderes Interesse entgegengebracht und tatsächlich gab es ein Spiel zweier Meister, dem 8000 Zuschauer folgten, zu sehen. Die beiden Vereine rechtfertigten ihren Ruf als beste Vereine Polens, denn trotzdem „Pogon" in der Ligameisterschaft nur an dritter Stelle steht, wurde sie von der „Wisla" heuer nicht geschlagen. Das Wettspiel wird als das schönste der diesjährigen Saison bezeichnet. „Cracovia" imponierte durch den wahrhaft klassischen Stil, „Pogon" durch seine Durchschlagskraft und taktische Arbeit. Leider wurde der gute Eindruck, den dieses Spiel auf die Zuschauer ausübte, durch eine grobe Unsportlichkeit „Pogons", die sich kurz vor Schluß ereignete, stark getrübt. Wegen eines Händs im Strafraum diktierte der Schiedsrichter beim Stand 2:2 einen Elfmeter gegen „Pogon". Die Mannschaft „Pogons" ging in aggressiver Weise gegen ihn vor und einer der bekanntesten Spieler „Pogons", Dr. Garbien, wollte sich sogar zu Tätlichkeiten hinreißen lassen. Auf das hin pfiff der Schiedsrichter das Spiel 4 Minuten vor Schluß ab. Dieses Vorgehen des Lemberger Vereines ist nicht allein geeignet, die ohnehin gespannten Beziehungen zwischen den Liga- und Verbandsvereinen noch mehr zu trüben, sondern auch die sportliche Autorität und Organisation innerhalb der polnischen Liga in ein eigentümliches Licht zu setzen. Es bestätigte andererseits den zunehmenden Niedergang des Sportes als solchen und die Mißachtung der sportlichen Behörden und den vollständigen Mangel an Disziplin in Ausübung des Sportes. Dieser Vorfall sollte jenen, die den polnischen Sport kultivieren wollen, zu denken geben. Wenn es nicht bald zu einem gegenseitigen Einvernehmen innerhalb der beiden Lager kommt, ist es zu befürchten, daß sich solche Vorfälle wiederholen, was in seiner Konsequenz den vollständigen Verfall dieses ohnehin stark angefeindeten Sportes nach sich ziehen muß.

Oberschlesien: Cracovia Ref. — „Wawel" Neudorf (Nowa Wies) 2:1 (2:0). — Amatorski, Königshütte — Kattowitz 06 2:3 (1:2). Pogon, Friedenshütte — Slavia, Ruda 1:3 (0:1). Polizei, Kattowitz — Slowia, Bugoschütz 3:0 (2:0). — Eisenbahner, Kattowitz — I. F. C. Tarnowitz 3:1 (1:0). — Cracovia Ref. — Zgoda, Bielschowitz 3:3 (1:1).

Trzebinia: Wisla Ref. — K. S. Trzebinia 3:3 (2:1).

Lemberg: Slast, Swientochlowitz — 6. Fliegerregiment 2:0 (2:0). — Czarni — Ukraina 4:0 (1:0).

Lodz: L. T. S. G. — Garbarnia, Krakau 2:1 (1:0). — Hakoah — Union 0:0. — P. T. C. — Sokol 2:0 (0:0).

Posen: Pogon — Posnania 4:1 (2:0).

Teschen: D. S. K. Teschen — Makkabi, Protznitz 3:1 (1:0).

Ostrau: Nordostgau — Tschechische Gaumannschaft 5:5 (3:2).

Prag: Viktoria, Zizkow — Sparta 5:3 (1:3). — Brsovice — C. A. F. K. 1:1. — Slavia — Kladno 2:1. — D. F. C. — Sparta, Kladno 6:1.

Wiener Meisterschaft: Admira — Rapid 3:1 (2:0). — B. A. C. — Slowan 2:2 (2:0). Vienna — Hakoah 4:0 (2:0). — Wacker — F. A. C. 3:2 (0:1). — Hertha — Austria 3:2 (3:2). — Simmering — Criqueter 3:2 (2:1). Freundschaftsspiel.

Hakoah schlägt im Klubkampf Vienna.

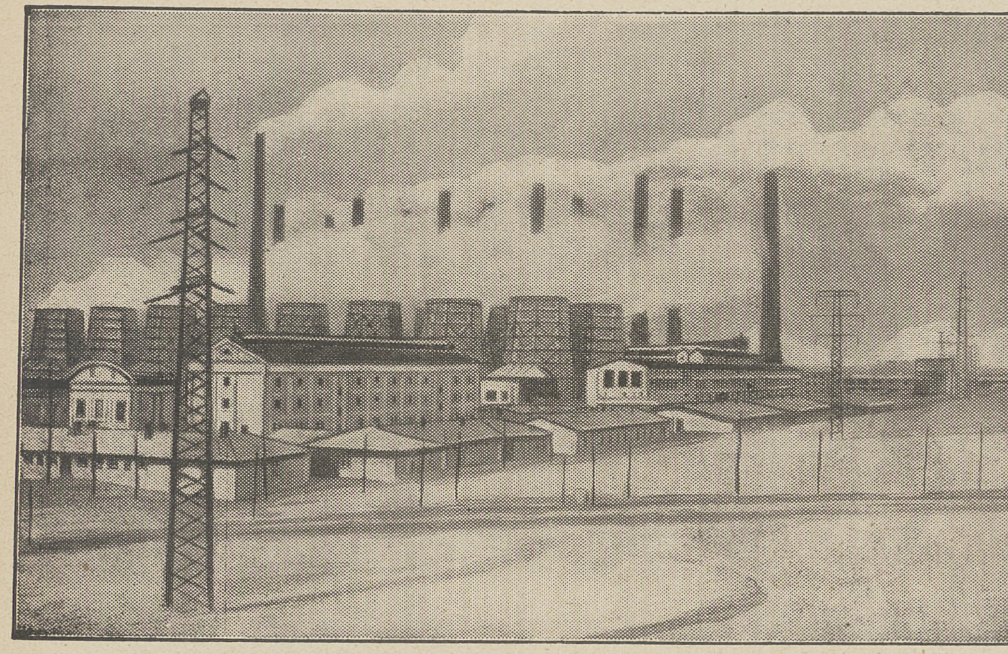
Mit 72:67 Punkten. — Die Krieauer besetzen den dritten Platz.

Mit einem recht knappen Sieg über die Vienna konnte sich am Sonntag die Wiener „Hakoah" den dritten Platz in der diesjährigen Vereinsmeisterschaft sichern.

DIE·ZEITUNG·IM·BILD

Zum mitteldeutschen Kohlenstreik.

Das Großkraftwerk Zschornewitz.



Streikverkündigung auf einer Zeche.



70 000 Bergarbeiter im mitteldeutschen Braunkohlenrevier sind in den Streik getreten. Die schwierigste Frage ist, ob sich auch die Grube Golpa anschließen wird, die augenblicklich noch arbeitet. Golpa beliefert nämlich das Großkraftwerk Zschornewitz mit Kohlen und Zschornewitz versorgt unter anderem die Reichshauptstadt mit Strom.

Zu Böcklins 100. Geburtstag.



Arnold Böcklin: „Die Gefilde der Seeligen" (Nationalgalerie, Berlin).

Musik aus dem Aether.



Modell des Theremin'schen Aetherwellenapparates, der demnächst in den Handel kommt und für einige hundert Marken zu kaufen sein wird.

Der russische Ingenieur, Prof. Theremin, hat einen Apparat erfunden, mit dem man Musik ohne Musikinstrumente erzeugen kann. Dieser Apparat stellt Gleichstromwellen her, die in den rechts sichtbaren Metallstab geleitet werden. Sobald sich die menschliche Hand diesem Stabe nähert, werden Schwingungen hörbar, die durch entsprechende Handbewegungen in jede beliebige Tonlage gebracht werden können und etwa denen des Cello oder einer Altstimme gleichen. Die Lautstärke kann durch einen Metallbügel (links) reguliert werden.

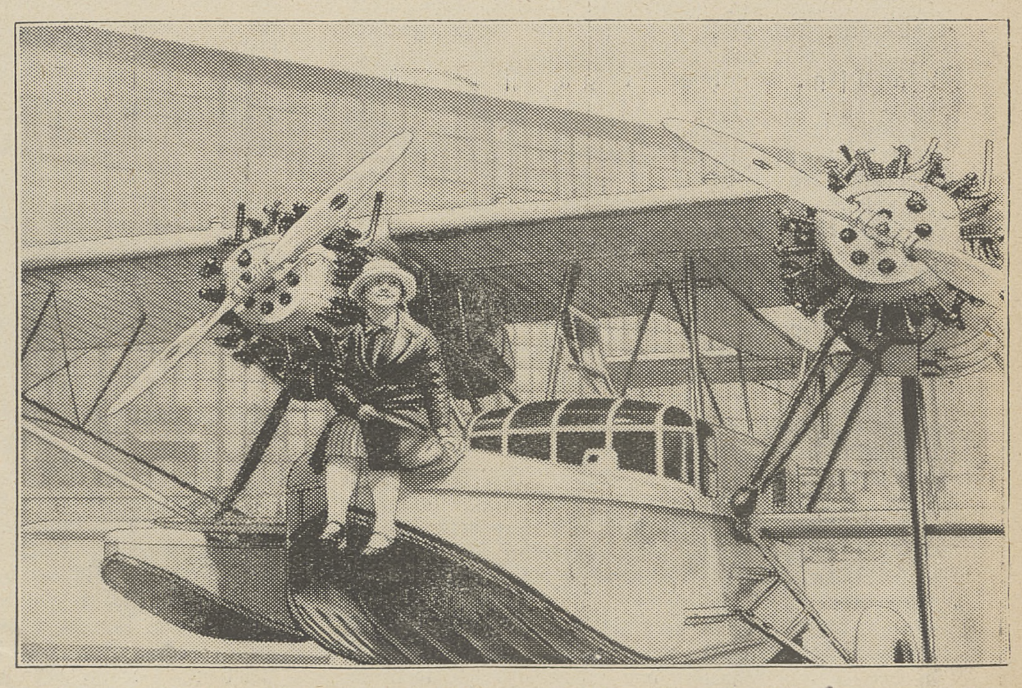
Zur Beisetzung des Generals Kowatschewitsch.

Die kirchliche Trauerfeier.



Im schwarzgeflaggten Belgrad fand unter Beteiligung der ganzen Stadt die feierliche Beerdigung des ermordeten Generals statt. Nach der Trauerfeier in der Kirche wurden auf den Straßen Belgrads viele Reden gehalten, wobei die Menge gegen Bulgarien manifestierte und Hochrufe auf das südslavische Heer ausbrachte.

Wilsons Nichte vor dem Flug nach Europa.



Miß Francis Grayson, eine Nichte des verstorbenen Präsidenten der Vereinigten Staaten, die in Beglei ung des Piloten Stultz einen Flug nach Europa versuchte.

Denksport

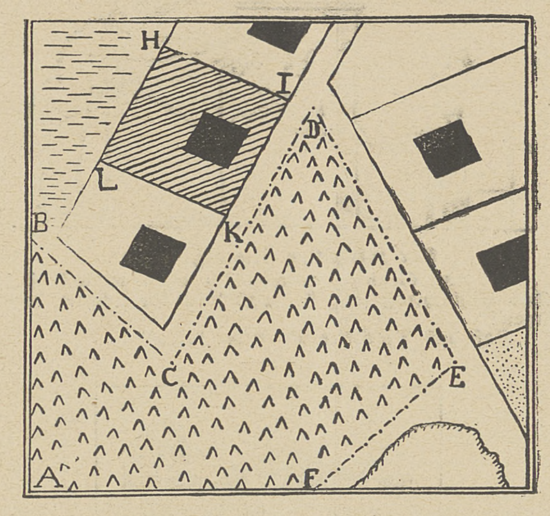
Lassen Sie sich nicht verblüffen.



Welche Uhr geht richtig?

Antwort: Keine der beiden Uhren geht richtig. Denn aus dem Schatten, den die allerdings nicht sichtbare Sonne wirft, wie auch aus der Angabe der Himmelsrichtungen an der Wetterfahne des kleinen Pavillons ist zu ersehen, daß es ungefähr 12 Uhr mittags ist und nicht, wie die Uhren anzeigen, 6 Uhr 15 bezw. 6 Uhr 45.

Eine verzwickte Geländemessung.

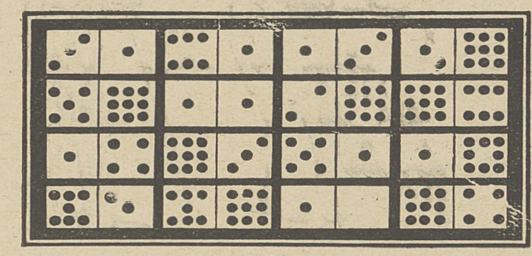


Wie groß ist das Waldstück (A B C D E F), wenn die Wochenendparzelle (H I K L) 5400 Rm. gekostet hat und der Preis für ein Quadratmeter Land in dieser Gegend so viel Reichsmark beträgt, wie man Streichhölzer nötig hat, um aus ihnen, ohne sie zu knicken oder zu teilen, vier gleichseitige Dreiecke zu bilden?

*

Antwort: Das Waldstück ist 4500 Quadratmeter groß. Um vier gleichseitige Dreiecke zu bilden, braucht man 6 Streichhölzer, wenn man sie in der Form einer dreieckigen Pyramide zusammenfügt. Beträgt demnach der Preis für ein Quadratmeter Land 6 Rm., und hat die kleine Parzelle 5400 Rm., gekostet, so ist sie also 900 Quadratmeter groß und damit jede der Seiten 30 Meter lang. Mit dieser gefundenen Länge läßt sich nun sehr leicht das Waldgrundstück ausmessen, besonders wenn man noch die Hilfslinien D-F und E-C zieht und E-C über C hinaus bis B-A verlängert.

Beharrlichkeit führt zum Ziel.



Ist es Ihnen möglich, indem Sie die vier Ecksteine dieses Dominospiels in ihrer Lage belassen, die übrigen zwölf Steine so zu ordnen, daß die Zahl der Augen in jeder wagerechten und senkrechten Reihe, wie auch in jeder Diagonalreihe stets 34 beträgt? Wieviel Zeit gebrauchen Sie dazu?

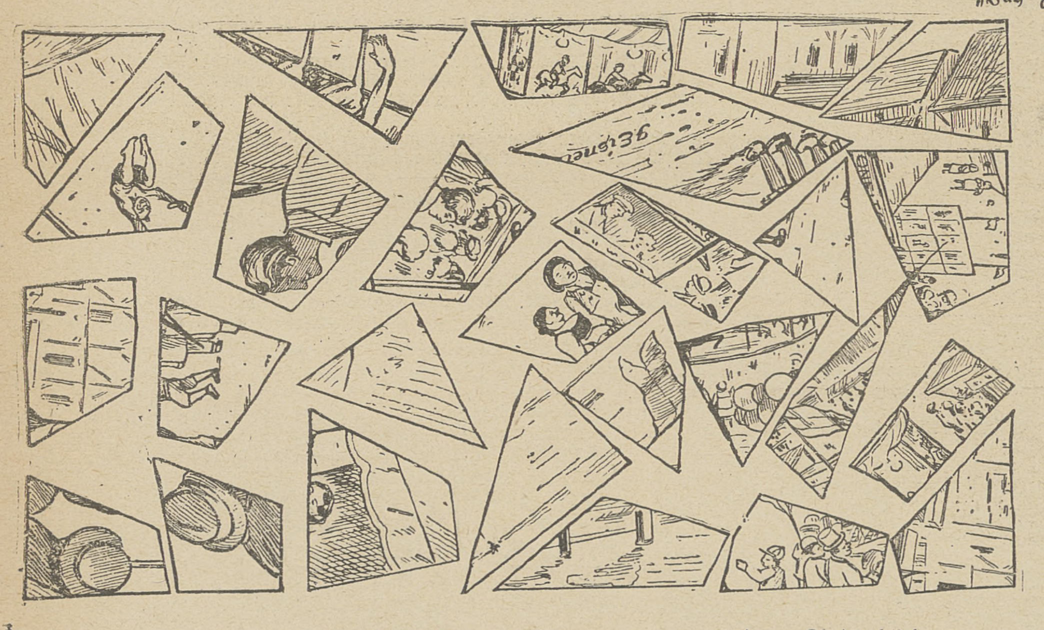
*

Antwort: Die Zahl der Augen in jeder wagerechten und senkrechten Reihe, wie auch in jeder der beiden Diagonalreihen beträgt stets 34, wenn die Anordnung der Steine folgendermaßen geschieht:

4/9	0/1	3/9	1/7
3/1	9/7	4/1	8/1
1/6	9/2	1/1	9/5
9/1	1/5	6/9	1/2

Unser neues Pusselspiel:

„Jah arkt“.





Denkaufgaben.

Auflösungen aus der vorigen Nummer.

Ein Stein des Anstoßes.

Im Kriege spielte der Zufall oft eine große Rolle. Um zu erkunden, ob ein Wald vom Feinde besetzt sei, war eine Streife von drei Offizieren in Abständen von mehreren hundert Metern von einander in Schützenlinie ausgeschwärmt und hatte den Wald betreten. Der führende Oberleutnant, der in der Mitte ging, hatte angeordnet, daß beim ersten feindlichen Schuß kehrt gemacht und zur Feldwache zurückgegangen werden sollte. Er kehrte auch beim ersten feindlichen Schuß um, traf verabredungsgemäß seine beiden Kameraden bei der Feldwache alsbald wieder, hörte aber von ihnen zu seinem größten Erstaunen, daß nicht nur ein, sondern kurz hintereinander zwei feindliche Schüsse gefallen seien. Da die drei Offiziere sämtlich gleich kriegserfahren und kriegsgeübt waren und mit höchster Aufmerksamkeit beobachtet hatten, im Walde sich kein Echo befand, und auch sonst nicht geschossen war, erschienen die sich widersprechenden Aussagen sehr verwunderlich. Wie ist der Widerspruch zu erklären? Vielleicht gibt Ihnen die Ueberschrift einen Wink?

*

Antwort: Die ersten beiden Worte der Ueberschrift: „Ein Stein des Anstoßes“ (Einstein) geben Aufschluß, daß die Relativität aller Erscheinungen und der Zufall ihre Hände im Spiel hatten. Tatsächlich waren zwei feindliche Schüsse abgegeben worden, und zwar zufällig in derselben Sekunde. Da der Oberleutnant zwischen den beiden feindlichen Schützen — ebenfalls zufällig — genau in der Mitte hindurch gegangen war, mußte er die beiden Schüsse zu gleicher Zeit hören und sie notwendigerweise als einen einzigen empfinden. Da die beiden anderen Offiziere links und rechts von den beiden Schützen in Abständen von mehreren hundert Meter entfernt waren, hörten sie, da der Schall sich bekanntlich in einer Sekunde 330 Meter fortpflanzt, die beiden Schüsse hintereinander. Aus der Stellung

Leutnant Feind Oberleutnant Feind Leutnant

ist die Richtigkeit leicht zu ersehen. Es hatten also alle drei Offiziere richtig beobachtet und waren doch zu verschiedenen Ergebnissen gelangt.

Gedächtnis oder Intelligenz?

Einer jungen Dame, die sich in einem großen Handelshause um eine kaufmännische Stelle bewarb, wurde eine Liste mit folgenden Ortsnamen

Merseburg, — Sevilla — Augsburg — Nordhausen — Johannisburg — Delft — Jacksonville (USA) — Okayama (Japan) -- Appenzell — Feldkirch (Oesterreich) — Juditten — Magdeburg

vorgelegt, und ihr aufgetragen, die Liste $1^1/_2$ Minuten anzusehen, sich die Namen zu merken, und sie dann — einerlei in welcher Reihenfolge — aus dem Gedächtnis wieder aufzusagen. Die junge Dame bestand diese Gedächtnisprüfung glänzend. Allerdings hatte sie sich, was von hoher Intelligenz zeugte, die Namen infolge bestimmter Anhaltspunkte eingeprägt. Können Sie es der Dame nachmachen? Welche Anhaltspunkte sind vorhanden? —

Antwort: Die Namen der zwölf Orte waren deswegen leicht einzuprägen, weil die ersten beiden Buchstaben der Ortsnamen mit den ersten beiden Buchstaben der zwölf Monatsnamen übereinstimmen. Nur statt Juni war der „Johannismonat“ zu behalten. So unterstützen verstandesgemäß gefundene Anhaltspunkte oftmals das Gedächtnis.

Harold Lloyd,



der berühmte amerikanische Filmschauspieler, als simpler Familienvater mit Frau und Kind im Seebad Long-Beach.

Die lustige Welt



Der neugierige Tourist.

„Sagen Sie, die Kühe in dieser Gegend sind aber verdammt mager?“

„Dös macht halt die schöne Aussicht, da schaun's den ganz'n Tag und fress'n lieber nix!“

Ein Tagebuch aus der Sommerfrische.

Das Ferienerlebnis.

Von

Yorik.

(Nachdruck verboten.)

3. August: Reisefertig, morgen soll's losgehen.

4. August: Den Zug noch glücklich erreicht. Das Coupé ziemlich besetzt. Am Fensterplatz mir gegenüber ein Bubikopf mit Berechtigung dazu. Gerade so mein Typ. Sie fragt mich, ob unser Zug in Freiburg Anschluß nach Schwarztannenbach hat. Ich: „Apropos, Anschluß, ob der Zug einen hat, weiß ich nicht; ich hoffe bestimmt, einen zu bekommen und fahre auch nach Schwarztannenbach.“ Sie: „Na, da können wir ja gemeinsam sehen, wie es mit dem Anschluß wird.“

5. August: Schwarztannenbach ist unerhört schön. Der Name scheint sehr alt zu sein. Die Waldungen mit den Schwarztannen sind wohl im Dreißigjährigen Kriege abgeholzt worden. Der Bach existiert auch nicht mehr. Der Ortsälteste weiß nicht, wo er war und wo er hingekommen ist. Aber es ist unerhört schön. Elli findet es auch. Sie hat ihrer Freundin schon eine Ansichtskarte geschrieben, die ich beim Portier gelesen habe: „Hier ist's fabelhaft. Schade, daß du nicht da bist, und ich habe schon reizenden Anschluß gefunden.“

6. August: Elli fragte mich, ob ich schon verheiratet bin. Ich sagte nein, die Zeiten wären zu unsicher. Sie sagte, eine Schwester von ihrer Großmutter hätte eine Aufwertungshypothek. Ich antwortete: „Besser eine Glatze als gar keine Haare“, und Elli meinte: „Wieso —?“

7. August: Es regnet. Elli löst Kreuzworträtsel. Sie fragt mich, ob ich ein Wort mit drei Buchstaben kenne, das mit E anfängt, mit E aufhört und Verbundenheit fürs Leben bedeutet. Ich sagte: „Nein, d a s Wort kenne ich nicht.“

8. August: Das Wetter ist wieder besser. Wir haben nach dem Nachtessen einen Spaziergang gemacht. Weil der Mondschein so entzückend in Ellis Bubikopf spielte, mußte ich sie küssen. Sie sagte: Das soll ich unterlassen; das schicke sich nicht. Ich wäre ein Loser! Ich sagte: „Jawohl“, und tat es doch wieder. Auf dem Heimweg sagte sie, jetzt wäre ihr das Wort aus dem Kreuzworträtsel eingefallen. Ob nicht vielleicht „Ehe“ gemeint sei. Ich sagte: „Das halte ich für ausgeschlossen, meiner Ansicht nach ist das nicht gemeint.

9. August: Elli ist etwas verstimmt, weil ich nichts von Aufwertungshypotheken halte. Sie nannte mich einen prosaischen Menschen.

10. August: Heute wieder Mondscheinspaziergang. Elli ist goldig. Sie hat es anscheinend aufgesteckt, das Kreuzworträtsel zu lösen. Sie hat nichts mehr davon erwähnt.

12. August: Elli kommt glückstrahlend gelaufen: „Meine süße Mammi kommt mich für zwei Tage besuchen. Sie freut sich so.“ Ich: „Das kann ich mir denken.“ Abends gepackt!

13. August: Mit dem ersten Zug um 4.38 Uhr abgefahren. Im letzten Moment, ich sitze schon im Abteil, kommt ein Mensch atemlos gerannt: „Entschuldigen Sie, ich bin der Hausdiener, ich habe Ihnen die Stiefel geputzt.“ Ich: „Aber deswegen hätten Sie sich doch nicht zu entschuldigen brauchen.“ — Abfahrt.

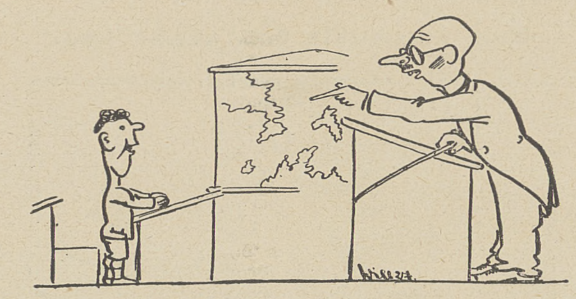
15. August: Hier in Frankfurt ist es auch ganz schön, wenn man Ferien hat. Stadion und so — —

16. August: Empfing heute einen Brief. Hübsche Angelegenheit das. Herrn Gottfried Schulze. Sehr geehrter Herr! Meine Tochter Elli hat mir mit Glückstränen von eurer heimlichen Verlobung erzählt. Nach den unsererseits über Sie eingezogenen Erkundigungen brauchen Sie sich gar nicht zu schenieren. Wir sehen Ihrer offiziellen Bewerbung und Ihrem dementsprechenden Besuch gern entgegen. Sollten wir keine Antwort auf diesen Brief erhalten, so müssen wir annehmen, daß Sie ihn nicht bekommen haben und müßten ihn auf offener Postkarte nochmals unter Ihrer Dienstadresse abschicken, damit wir auch sicher . . . usw.

20. August: Ich atme wieder frei. Die Antwort ist abgegangen. Von einem Freunde. Ich sei verschollen, an Liebeskummer gestorben.

24. August: Sah gestern Elli von weitem im Stadion. Sie trägt Trauer. Gänzlich schwarzes Badetrikot. Ich hatte, glaube ich, einen Taucherrekord aufgestellt. So taucht nur ein Toter. Ellis Freundinnen scheinen neidisch auf sie zu sein. Besser ein toter Bräutigam als gar keiner.

25. August: Heute zum ersten Male wieder Dienst gemacht. Mein Gesuch um Versetzung genehmigt.



Der zukünftige Literarhistoriker.

„In dem Gedicht, welches ich eben vorlas, steht: ‚Das Schlachtroß steigt!‘ Was will der Dichter damit sagen?“

„Daß das Pferdefleisch teurer wird!“



Der kurzsichtige Plakatankleber.

Geschichte mit W.

Warum Willi wechselte.

Winter war es, Weihnachtswoche, wie Weinreisender Willi Waßmann wohlbestallter Weltreisender wurde. Willi wählte wohlgemut weiße Wolle, welche, weißgewaschen, wunderbar wohltuend wärmte. Wenige Wochen weiter wurde Willi, welcher winzige Wanzen wahrnahm, wehmutsvoll, weil winzige Wanzen waschechte Wolle würdigten. Was Wunder, wenn Willi wütend wurde! Wiewohl Willis Waschfrau, Witwe Wurzel, Willis weiße waschechte Wäsche wiederholt wusch, wobei winzige Wanzen wild wichen, wurde Willi wider Willen wieder Weinreisender, wiewohl Willi wirklich wohlgemut Wollreisender worden war. Wenn Willi wüßte, wie winzige Wanzen weiße waschechte Wolle weichen würden, würde Willi wohlgemut wieder Wollreisender werden. Cubert.

Von der Ehe.

Die Mutter ist mit dem kleinen Franz im Museum.

„Und hier siehst du, mein Kind, die Göttin Minerva.“

„Ist das der Mann von Minerva, der daneben steht?“

„Minerva hat nicht geheiratet, mein Kind. Sie war die Göttin der Weisheit.“ K. M.

Husten.

„Ihr Husten gefällt mir gar nicht“, meint der Arzt.

„Einen anderen habe ich leider nicht“, sagt der Patient.

Acht Tage später.

„Jetzt ist Ihr Husten schon erheblich besser“, meint der Arzt.

„Ich habe aber auch acht Tage geübt“, sagt der Patient. C. S.

Auch eine Frage.

„Mutter, was war Kolumbus für ein Vogel?“

„Das war kein Vogel, sondern ein Seefahrer.“

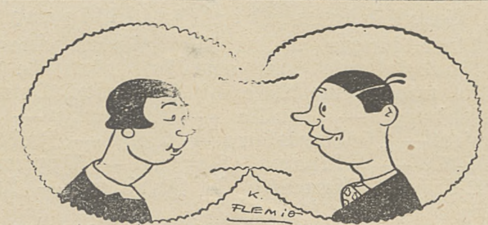
„Hier steht aber doch: Das Ei des Kolumbus.“

fh.

Die „Dame“.

Daß wir uns unbedingt in einem „fortschrittlichen“ Zeitalter befinden, geht aus folgendem Inserat hervor, das ich dieser Tage in einer vielgelesenen Berliner Zeitung fand:

Für kleine Botengänge und Besorgungen wird eine D a m e gesucht. — Alter 15 bis 16 Jahre. Jgl.



Höheres.

„Schatz, ich brauche ein neues Kleid.“

„Schon wieder ein neues Kleid? Hast du denn gar nicht einmal Sinn für etwas Höheres?“

„O doch, einen Hut brauche ich auch.“

Der Doppelgänger.

Bram Stoker war der Sekretär des reichen Henry Irving. Täglich liefen bei diesem Hunderte von Bettelbriefen ein. Einer der Bittsteller schrieb, er habe eine verblüffende Aehnlichkeit mit Irving und würde deswegen dauernd auf der Straße belästigt, er bäte deshalb um eine Entschädigung in Höhe von fünf Pfund.

„Na ja, erledigen Sie es“, meinte Irving.

Als er sich später erkundigte, was Stoker zur Befriedigung des Bittstellers getan habe, antwortet dieser:

„Ich habe ihm eine halbe Krone geschickt und schrieb dazu, er möge sich dafür die Haare schneiden lassen . . .“ Kurt Miethke.



Radsport.

„Sagen Se mal, könn'n Se denn nicht schellen?“

„Doch, schellen kann ich schon, bloß nicht radfahren!“

Werbung.

„Ich bitte um die Hand Ihrer Tochter“, tritt Rutsch zu Kommerzienrat Palme.

„Junger Mann“, der Vater brennt sich eine dicke Zigarre an, „Sie sind nichts, Sie haben nichts. Ihr Antrag ist reichlich naiv. Was haben Sie sich eigentlich dabei gedacht?“

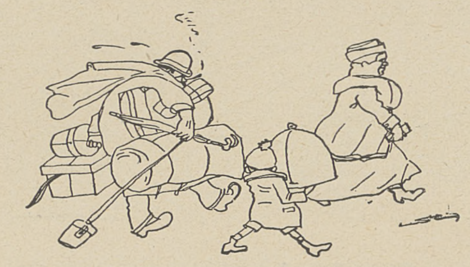
„Nun, Herr Kommerzienrat, ich hab' mir gedacht: klappt's hier nicht, klappt's wo anders.“ J. H. R.

Irrtum.

„Was sehe ich denn da?“ kommt der frohe Vater dazu, wie der ledige Kompagnon seine dreißigjährige Tochter küßt.

„Haben Sie mir etwas zu erklären, lieber Freund?“

„Es soll nicht wieder vorkommen“, türmt Naschkatz. J. H. R.



Lerne leiden . . .

„Sag', Onkel, wenn ich mal groß bin, muß ich dann auch heiraten?“



Erkannt.

„Bin früher auch in meinem eigenen Wagen gefahren!“

„Wohl damals, als ihn deine Mutter vor sich hergeschoben hat?“

Der abergläubische Automobilist.

„Weshalb haben Sie eigentlich die Autofahrt so plötzlich abgebrochen?“

„Ich bin etwas abergläubisch. Als ich den Dreizehnten überfahren hatte, sagte ich mir: Nu aber Halt, sonst gibt's ein Unglück!“ K. M.

Schmus.

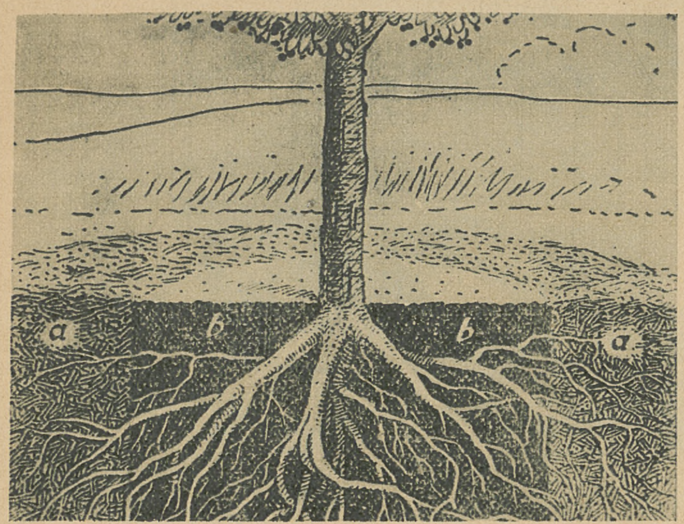
„Sie sind heute abend wieder bezaubernd, Ellen.“

„Fred sagte mir eben dasselbe.“

„Glauben Sie doch dem nicht. Der lügt, wenn er den Mund aufmacht.“ J. H. R.

Durch welche Düngung erhöhe ich die Fruchtbarkeit meiner Obstbäume?

Sonderbericht für unsere Beilage von Hans Schulz, Berlin-Wilmersdorf



1. Zweckmäßige Düngung eines Obstbaumes. Älterer Hochstamm, Herbst-Kreisdüngung mit Thomasmehl und 40 prozentig. Kalidüngesalz. Die Düngung erfolgt in dem mit „a" bezeichneten Kreise durch Auswerfen eines Grabens. Eine Düngung bei „b" wäre zwecklos

Der Herbst ist da, die Zeit, in der die Düngung der Obstbäume vorgenommen wird. So gibt es Anlaß zu einer Besprechung, in welcher Weise diese Düngung auszuführen ist. — Allgemein ist man heute von der Notwendigkeit einer sachgemäßen Düngung der Obstbäume überzeugt. Ganz besonders veranlassen mich aber zu den nachstehenden Ausführungen zwei häufig gehörte Klagen, nämlich die, daß die Obstbäume öfter reichlich blühen, aber keine Frucht bringen, sowie, daß sie nur in einem Jahre reichlich tragen, dagegen im nächsten Jahr keine Erträge bringen. Nach meiner Überzeugung ist der Hauptgrund für beide Erscheinungen darin zu suchen, daß es den Obstbäumen besonders nach einer reichen Obsternte, für die nächstjährige Fruchtbildung an genügenden Nährstoffen fehlt. Würden diese dagegen dem Boden durch eine zweckentsprechende Düngung so geboten, daß sie den Wurzeln der Bäume zu jeder Zeit in ausreichender Menge zu Gebote ständen, so wäre sicher nach beiden Richtungen hin Abhilfe geschaffen. Für die richtige Düngung der Obstbäume ist unbedingt erforderlich, im Auge zu behalten, daß fast unsere sämtlichen Böden von Natur aus und besonders in den tieferen Schichten arm an Phosphorsäure sind, und daß das bisher angewandte Düngungsverfahren in keiner Weise geeignet war, dem Mangel an Phosphorsäure, besonders aber in den tieferen Bodenschichten, abzuhelfen. Nun aber ist es gerade die Phosphorsäure, auf deren Vorhandensein die Fruchtbarkeit der Obstbäume beruht. Daß es aber neben der Phosphorsäure auch an Zufuhr von Kalk und Kali nicht fehlen darf, ergibt sich daraus, daß auch diese Nährstoffe auf die Ausbildung der Früchte einen wesentlichen Einfluß ausüben und zugleich bei der Steinbildung der Frucht eine wichtige Rolle spielen.

Das Thomasmehl, das neben Phosphorsäure zugleich reiche Mengen wirksamen Kalkes enthält, verdient zur Düngung der Obstbäume im höchsten Grade Beachtung, besonders, da sich die Phosphorsäure in der Thomasschlacke in solcher Form findet, die von den Wurzeln der Obstbäume leicht aufgenommen werden kann, die aber auch gleichzeitig in dieser aufnehmbaren Form im Boden verbleibt. Besonders der letzte Umstand sichert dem Thomasmehl bei der Düngung von Obstbäumen vor allen anderen Phosphordüngern den Vorzug, daß wir schon bei der Anpflanzung der Bäume eine größere Menge davon in den Boden bringen, und so die Fruchtbarkeit der Bäume für viele Jahre sichern können. Man bringt zu diesem Zweck auf den Quadratmeter zu düngender Fläche 100 Gramm Thomasmehl und 60 Gramm 40 prozentiges Kalidüngesalz. Der Boden wird im Herbst 40 bis 60 Zentimeter tief rigolt und die angegebene Menge mit dem Boden gut vermischt. Wo dies nicht geschah, ist durch jährlich wiederholte Düngung für die Zufuhr der erforderlichen Phosphorsäure zu sorgen. Hier bleibt nun die Frage zu beantworten, wie diese Düngung angewendet werden soll, damit der beabsichtigte Zweck auch wirklich erreicht wird. — Es müssen also im Herbste alle drei Jahre etwa 50 Zentimeter innerhalb und 50 Zentimeter außerhalb der Kronentraufe 20 bis 30 Zentimeter tiefe Gräben in Kreisform gemacht werden, in die entsprechende Mengen Thomasmehl und Kalisalz (siehe Bild 1 bei „a") zu bringen sind. Die anzuwendenden Mengen richten sich selbstverständlich nach der Größe der Bäume und dem natürlichen Reichtum des Bodens. Immerhin aber dürfen 3 bis 4 Kilogramm Thomasmehl und 2 bis $2^1/_2$ Kilogramm 40 prozentiges Kalisalz ausreichend für einen mittelstarken Obstbaum sein. — In den beiden dazwischenliegenden Jahren streuen wir im Herbst 60 Gramm Thomasmehl und 30 Gramm 40 prozentiges Kalidüngesalz in Kreisform im Bereiche der Kronentraufe auf und graben diese Mischung unter.

Stehen Obstbäume in Böden, die der regelmäßigen Bearbeitung unterliegen, so empfiehlt es sich, die Dünger in der Weise zu benutzen, daß man sie im Herbst unter den Bäumen in der Nähe der Kronentraufe gleichmäßig verteilt und untergräbt. Allerdings darf nicht erwartet werden, daß die zugeführten Dungstoffe nun auch schon im ersten Jahre genügend im Boden verbreitet werden, um überall von den Wurzeln aufgenommen und genutzt zu werden. Wird aber mehrere Jahre wiederholt in dieser Weise gedüngt, so wird allmählich die ganze Erdschicht bis in den Untergrund mit den zugeführten Nährstoffen bereichert und so auch der Zweck erreicht. Für diese Böden genügen für 100 Quadratmeter 8 Pfund Thomasmehl und 5 Pfund 40 prozentiges Kali, alljährlich im Herbst gleichmäßig verteilt und untergraben.



2. Zweckmäßige Düngung von Buschobst. Dreijähriger Buschbaum. Die prachtvolle Wurzel und Kronenbildung erfolgte durch Einbringen von Kompost und Torfmull beim Rigolen vor dem Pflanzen; Thomasmehl und 40% Kalidüngesalz im Herbst gegeben. Hier genügt ein Aufstreuen auf die Erdoberfläche und flaches Eingraben in dem mit „a" bezeichneten Kreise

Handelt es sich um Düngung von Bäumen, die im Graslande stehen, so erweist es sich stets als nötig, die Düngemittel schon so früh wie möglich im Herbst auszustreuen, weil dann gehofft werden darf, daß sie bis zum Beginn des Wachstums im Frühjahr durch die Winterfeuchtigkeit schon so tief in den Boden gebracht und zum Teil schon ausgenutzt wurden. Da im Graslande durch die verfilzte Grasnarbe Luft, Feuchtigkeit und Nahrung schlecht zu den Wurzeln gelangen, rate ich dringend, daß auf der richtig angelegten Baumscheibe weder Gras, Klee oder dergleichen vorhanden ist. In besonders schwierigen Fällen grabe man um den Baum herum 20 Zentimeter innerhalb und 30 Zentimeter außerhalb der Kronentraufe zumindest 50 Zentimeter breite und 10 Zentimeter tiefe Streifen aus, die den Dünger aufnehmen und immer offen stehen sollen. — Bei Formobstbäumen, Beerensträuchern ziehen sich die Wurzeln weit näher unter der Erdoberfläche hin, als beim Hochstamme. Es genügt deshalb, daß man hier die Nährstoffe Bild 2 bei „a" aufstreut und flach untergräbt. Das Ausstreuen darf nur im Wurzelumkreis etwa 40 bis 50 Zentimeter vom Stamm bzw. Strauch entfernt, erfolgen. Man bringt zu diesem Zweck auf den Quadratmeter zu düngender Fläche alljährlich im Herbst 50 Gramm Thomasmehl und 30 Gramm 40 prozentiges Kali. Für Beerensträucher kommt anstatt des 40 prozentigen Kalisalzes das schwefelsaure Kali oder Kalimagnesia in Frage.

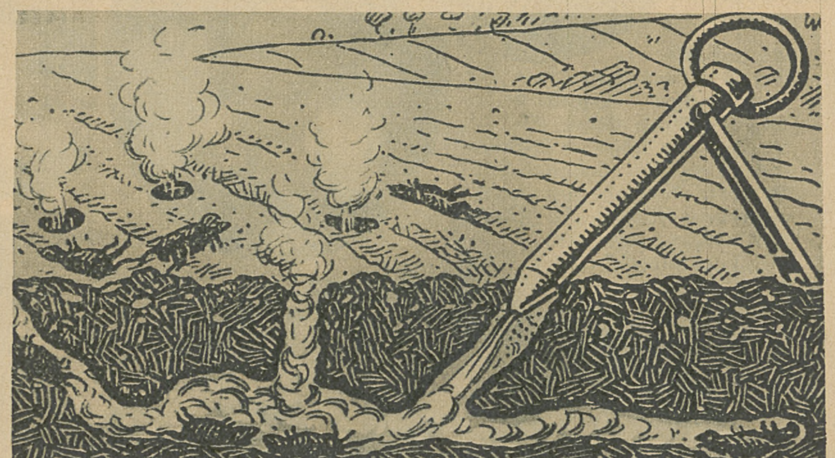
Vertilgung von Ratten, Feld- und Wühlmäusen durch Gasräucherpatronen

Sonderbericht für unsere Beilage von Hans Schulz, Berlin-Wilmersdorf

Die Vertilgung von Mäusen, Ratten usw. mit Freßgiften ist nie radikal, weil man die Tiere nicht zwingen kann, das Gift wirklich zu fressen. Meistens werden von den sehr schlauen Tieren die Giftköder erkannt und gemieden. Wenn man aber Höhlen und Gänge, in denen sich Feldmäuse, Ratten und andere Nagetiere aufhalten, mit tödlichen Gasen ausräuchert, gibt es kein Entrinnen und die Wirkung ist daher unfehlbar.

Außerordentlich bewährt hat sich hierfür das Räucherverfahren, das folgende Vorzüge bietet. Das Einatmen des Gases wirkt auf die Nager absolut tödlich, ist aber für Menschen und Haustiere ohne Gefahr. Der Räucherapparat kann aufgestellt werden, wenn nötig, sind also gleichzeitig mehrere Apparate durch einen Mann zu bedienen. Die eingefügte Rauchgaspatrone bietet keine Explosionsgefahr. Bei der Erkaltung hinterläßt das Gas an den Wänden der Erdbaue einen Niederschlag, der durch seinen widerlichen Geruch noch wochenlang vor neu zuziehenden Schädlingen schützt, während die mit Giftködern gereinigten Erdlöcher sehr bald neuen Zuzug erhalten. Die Brenndauer einer Patrone beträgt in der Regel etwa 15—20 Minuten. Drei Patronen genügen im Durchschnitt für einen Morgen Land.

Sobald das in der Patrone befindliche Zündpulver angezündet ist, setzt die Gasentwicklung ein und mit der Bekämpfungsarbeit kann begonnen werden.



Das Ausräuchern und Vertilgen von Ratten und Mäusen durch Gaspatronen

Um Zeit und Patronen zu sparen, werden die Löcher am Tage vor der Bekämpfung mit Zweigen oder Holzstäbchen kenntlich gemacht. Bei Beginn der Vergasungsarbeit wird das Mundstück des Apparates lose auf das Loch gesetzt (nicht zu fest drücken, damit sich die Öffnung nicht verstopft). Wenn das Gas aus den herumliegenden Löchern desselben Baues heraustritt, kann ein neuer Bau in Angriff genommen werden.

Wühlmäuse. Die Wühlmäuse sind bestrebt, offene Zugänge rasch wieder zu schließen, deswegen werden alle geschlossenen Löcher am Tage vorher geöffnet. Was dann am anderen Tage wieder geschlossen ist, ist meistens bewohnt. Bei besonders langen Gängen ist viel Gas nötig und empfiehlt es sich daher, hier mit mehreren Apparaten gleichzeitig an verschiedenen Löchern zu arbeiten.

Ratten. Die Bekämpfung wird wohl meistens in Ställen oder geschlossenen Räumen vorgenommen werden. Daher beim Abbrennen der Patronen und beim Ausleeren der Asche besondere Vorsicht. Am Tage vor der Bekämpfung sind die Rattenlöcher außerhalb des Stalles leicht zu verstopfen. An den wieder geöffneten Löchern erkennt man den Aufenthalt der Ratten. Alle Tiere müssen aber aus den Stallungen entfernt werden, auch Streu, Stroh usw. Während der Bekämpfung muß gut durchlüftet und auf der Seite des Stalles begonnen werden, wo die Luft herauszieht. Auch hier kann, wenn der Rauch aus benachbarten Löchern quillt, mit der Durchgasung neuer Baue begonnen werden. Die Haustiere dürfen erst wieder in den Stall gebracht werden, wenn er vollkommen gasfrei ist.

Da natürlich immer die Möglichkeit besteht, daß neue Schädlinge zuwandern, muß von Zeit zu Zeit genau auf das Erscheinen frischer Löcher geachtet werden, und dann das Verfahren sofort wiederholt werden.

Silbenrätsel

a—ah—an—be—bei—bro—da—del—den—den—den—di—dres—e—e—e—e—e—el—fal—fi—fun—ge—gel—ger—he—i—is—le—le—ler—li—na—na—na—ne—ne—no—no—nor—o—om—ra—re—re—rew—rie—ring—rut—se—se—so—tai—tie—un—ur—zäh. Aus vorstehenden 57 Silben sind 24 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstabenreihe, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Bedeutung der Wörter: 1. Stadt in Böhmen, 2. Mundart, 3. bibl. Männergestalt, 4. Fanggerät, 5. Blume, 6. Frauenname, 7. Gefäß, 8. Nähgerät, 9. deutsche Hauptstadt, 10. bibl. Volk, 11. europäische Hauptstadt, 12. Gießereigerät, 13. Himmelsrichtung, 14. Stadt in Westfalen, 15. Frauenname, 16. Sturmart, 17. Strommesser, 18. spanischer Fluß, 19. Turnergruppe, 20. Fluß in Nordpolen, 21. amerikan. Gebirge, 22. Fisch, 23. flach. Land, 24. Hafenstadt in Syrien. M. Sch.

Nicht klein zu kriegen

Trotzdem die „Be" sehr mager jetzt,
Sind doch die „D-" sehr gut besetzt. May.

Uhrenrätsel

Auf das Zifferblatt einer Uhr sind an Stelle der Zahlen zwölf Buchstaben derart zu setzen, daß sich folgende Zusammensetzungen ergeben: 1—3 weibl. Vorname, 2—4 persönliches Fürwort, 3—5 nord. Gottheit, 4—6 Sohn Noahs, 5—7 Laufvogel, 6—8 Fluß in Österreich, 7—9 Schweizer Kanton, 8—10 Stadt in Brasilien, 9—11 männl. Vorname, 10—12 Fett, 11—1 Hoherpriester, 12—2 Teil des Auges. F. A.

Besuchskartenrätsel

Lea Ruth Gebstiegl
Unna

Welchen Teil der Zeitung liest diese Dame am liebsten? M. K.

Kreuzworträtsel

1		2		■	3	■	4	5		6
	■		■	7			■		■	
8	9		10	■		■	11		12	
■		■	13					■		■
14				■		■	15			
■		■	16					■		■
17		18		■		■	19	20		21
	■		■	22			■		■	
23				■		■	24			

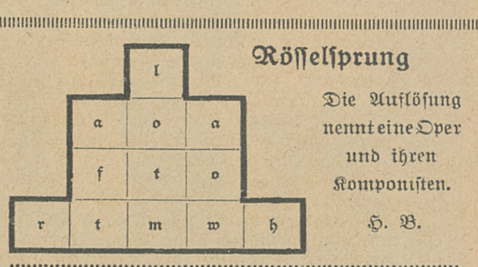
Wagerecht: 1. Figur aus Don Carlos, 4. Pflanze, 7. Heilbad, 8. Oper von Verdi, 11. Kurort in Italien, 13. Nagetier, 14. Frucht, 15. Teil des Kleides, 16. Kurort an der Riviera, 17. griech. Buchstabe, 19. Haustier, 22. Brennstoff, 23. weiblicher Vorname, 24. Festsaal.

Senkrecht: 1. Papagei, 2. Reinigungsmittel, 3. europäische Hauptstadt, 5. rumänische Münzen, 6. biblische Frauengestalt, 9. weiblicher Vorname, 10. Teil des Zirkus, 11. Verwaltung, 12. französischer Schriftsteller, 17. Pelzwerk, 18. musikalische Bezeichnung, 20. Nebenfluß der Donau, 21. biblische Frauengestalt. Schö.

Au!

Bubi: „Sag mal, Vati: Kann man Löwenfleisch einmachen und konservieren?"
Vater: „Warum nicht, Junge?"
Bubi: „Ja, Schiller sagt doch: Gefährlich ist's, den Leu zu wecken!" Mie.

Rösselsprung



Die Auflösung nennt eine Oper und ihren Komponisten. H. B.

Auflösungen aus voriger Nummer:

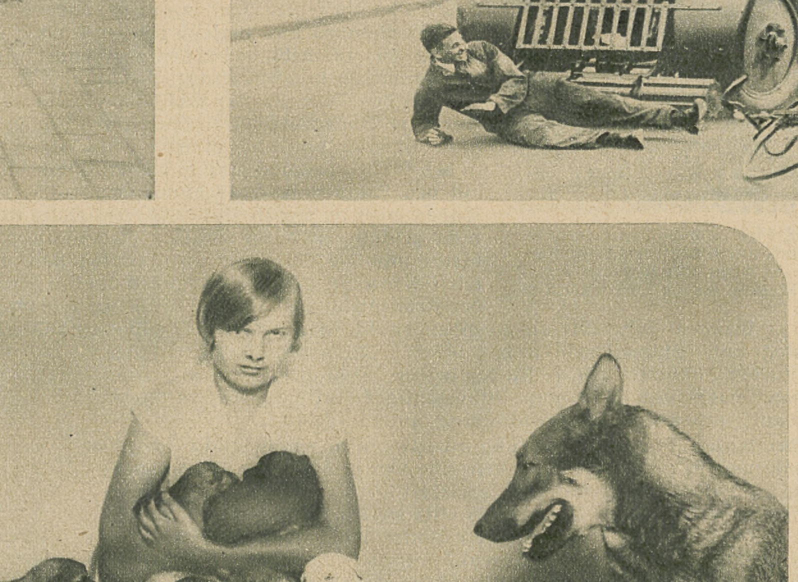
Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1. tot, 4. Solon, 6. Samaria, 8. Air, 9. Eta, 11. ergo, 13. item, 14. Don, 15. Nabe, 18. Nero, 21. Ahr, 23. nun, 24. Nereide, 27. Jolle, 28. Tal. Senkrecht: 1. Tom, 2. Olaf, 3. Tor, 4. Sarg, 5. Niet, 6. Sir, 7. Ate, 8. Aetna, 10. Ammon, 12. Ode, 13. Inn, 16. Ahn, 17. Brei, 19. Ende, 20. Rue, 22. Hela, 25. Rot, 26. Ill.

Die Entstehung: Steg—reif.

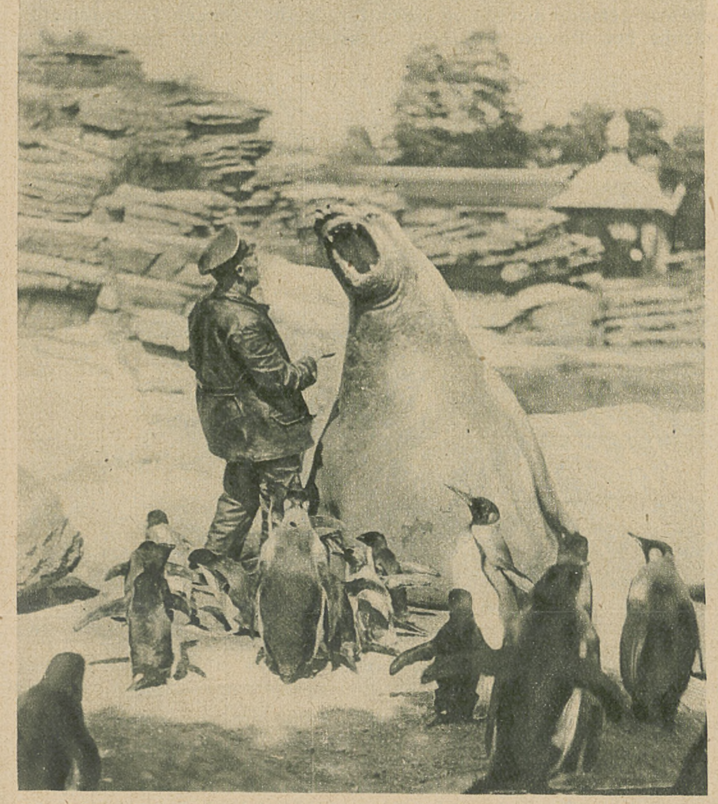


Ein neuer Motorrad-Rettungswagen zur schnellen Hilfe bei Unglücksfällen Atlantic

↑ Ob sie sich bewähren wird, diese neue Erfindung zur Verhütung von Autounfällen? Vorn am Wagen ist eine Rolle befestigt, die bei Berührung selbsttätig den Wagen zum Halten und Rückwärtsfahren bringen soll Wide World



←— Weiße Wolfshunde. Eine in amerikanischen Händen befindliche deutsche Polizeihündin brachte junge Hunde zur Welt, von denen vier ganz weiß sind, eine große Seltenheit unter den Polizeihunden Keystone



Ein See-Elefant deutet seinem Wärter „zart" an, daß er zu Fressen wünscht. Die Pinguine sehen erstaunt zu Terrapho

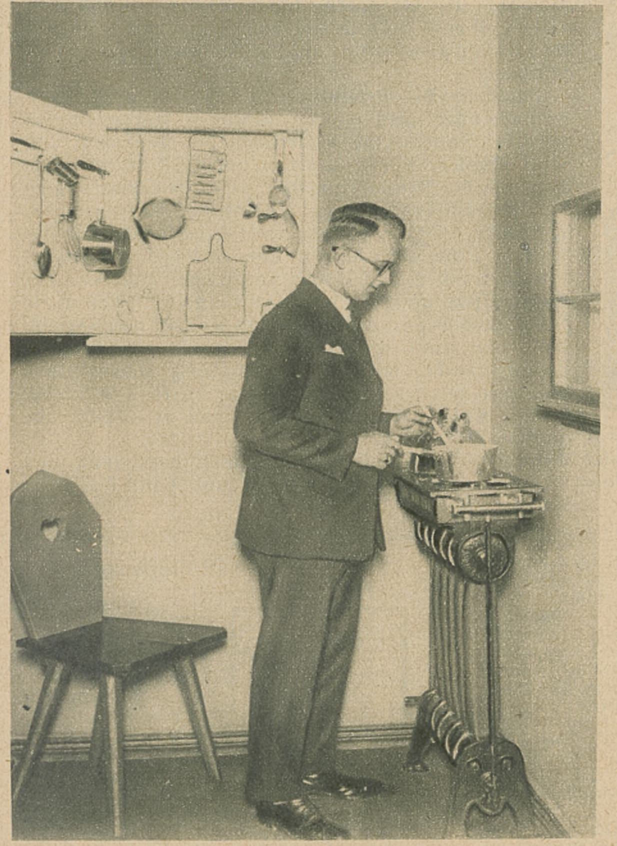
Bild unten: Von den Neugeborenen in einer großen Entbindungsanstalt in Chikago werden sofort Fußabdrücke gemacht, damit keine Verwechslungen stattfinden S. B. D. ↓



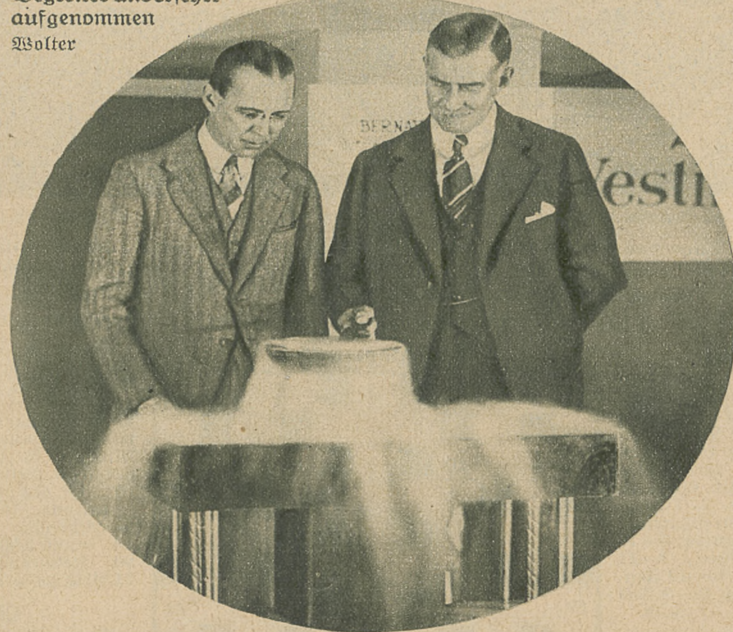
Bild unten: Die jugendliche, sehr hübsche Filmschauspielerin Anita Dorris im Terra-Film „Bigamie", der kürzlich seine Uraufführung erlebte ↓



Außerordentliches Glück hatte die ↑ amerikanische Ozeanfliegerin Ruth Elder. Sie wurde in der Nähe der Azoren von einem holländischen Dampfer, kurz ehe das defekt gewordene Flugzeug in Flammen aufging, mit ihrem Begleiter unversehrt aufgenommen Wolter



„Die Junggesellenküche". Eine ideale Kochanlage fur den Junggesellen, der an der Wand in einem Schränkchen alles findet, was er zum „Handwerk" braucht. Aus der Ausstellung der Zentrale der Hausfrauenvereine Berlins Photothek



Kalte Hitze. Auf der Radio-Welt-Ausstellung in New York werden neue elektrische Strahlen vorgeführt, die ohne unmittelbare Zuleitung eine Pfanne mit Wasser zum Kochen bringen, die auf einen Eisblock gesetzt ist. Die Strahlen durchdringen das Eis, ohne dort irgendwelche Schmelzwirkungen hervorzurufen S. B. D.

Ein glückliches und zufriedenes Paar. Reinhold Schünzel und Margot Walter in dem neuen Parufamet-Film „Ab immer Treu und Redlichkeit"

Z Kupfertiefdruck der Otto Elsner K.-G., Berlin S 42 — Verlags- und Hauptschriftleiter: Fritz v. Lindenau — Verantwortlicher Schriftleiter: Ulrich v. Uechtritz, Berlin-Wilmersdorf 1927—43

Herausgeber: Alfred Jonas, Bielsko. — Eigentümer und Verleger: C. L. Mayerweg, Bielsko.
Druck: Johann & Carl Handel, Bielsko. — Verantwortl. Redakteur: Anton Stafinski, Bielsko.